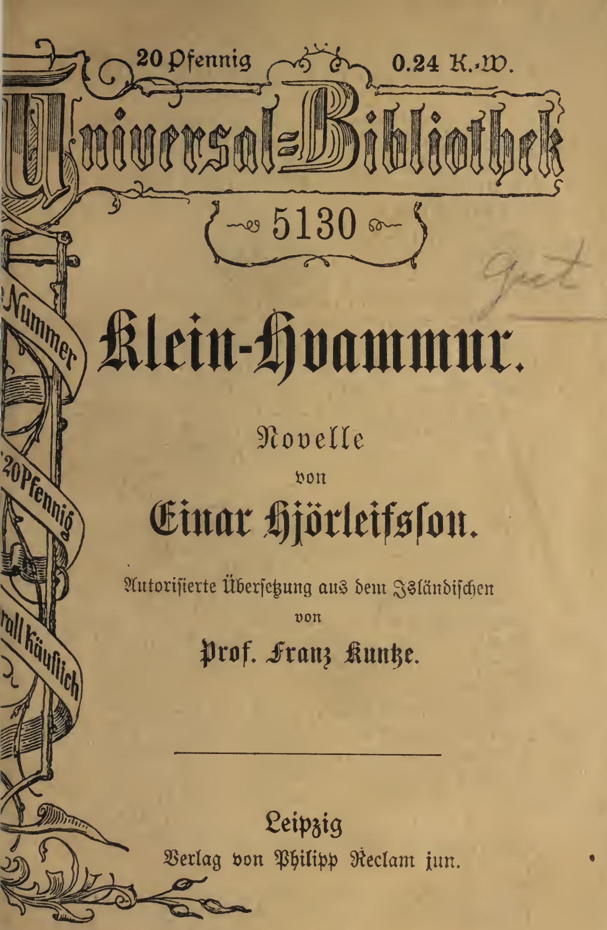


Klein-Hvammur.

Novelle

von

Einar Hjörleifsson.

Autorisierte Übersetzung aus dem Isländischen

von

Prof. Franz Kuntze.

Leipzig

Verlag von Philipp Reclam jun.

Helios-Klassiker-Ausgaben.

L. = biegsamer Leinenband.
Gl. = biegsamer Ganzlederband mit Goldschnitt.

Börnes gesammelte Schriften. 3 Bände. L. M. 5.—
Byrons sämtliche Werke. 3 Bände. L. M. 5.—
Chamissos sämtl. Werke. 2 Bde. L. M. 2.50, Gl. M. 6.—
— poetische und erzählende Werke. 1 Band. L. M. 1.25.
Eichendorffs ges. Werke. 2 Bde. L. M. 3.—, Gl. M. 6.—
Gaudys ausgewählte Werke. 2 Bände. L. M. 3.50.
Goethes sämtl. Werke. 10 Bde. L. M. 15.—, Gl. M. 30.—
— — 4 Hauptbände. L. M. 5.—, Gl. M. 12.— (Ergänzungs-Bände erscheinen nach und nach.)
Grabbes sämtliche Werke. 2 Bände. L. M. 3.50.
Grillparzers sämtl. Werke. 3 Bde. L. M. 5.—, Gl. M. 9.—
Hauffs sämtliche Werke. 2 Bde. L. M. 3.—, Gl. M. 7.—
Hebbels sämtl. Werke. 4 Bd. L. M. 5.—, Gl. M. 12.—
2 Ergänz.-Bd. L. M. 2.50, Gl. M. 6.—.
Heines sämtliche Werke. 4 Bde. L. M. 5.—, Gl. M. 12.—
Herders ausgewählte Werke. 3 Bände. L. M. 5.—
Kleists sämtliche Werke. 1 Bd. L. M. 1.50, Gl. M. 3.25.
Körners sämtliche Werke. 1 Bd. L. M. 1.40, Gl. M. 3.—
Lenaus sämtliche Werke. 1 Band. L. M. 1.50, Gl. M. 3.25.
Lessings Werke. 3 Bände. L. M. 5.—, Gl. M. 9.—
— poetische und dramatische Werke. 1 Band. L. M. 1.75.
Longfellows sämtliche poetische Werke. 2 Bde. L. M. 3.50.
Ludwigs ausgewählte Werke. 1 Bd. L. M. 1.75, Gl. M. 3.50.
Miltons poetische Werke. 1 Band. L. M. 2.—
Molières sämtliche Werke. 2 Bände. L. M. 3.50.
Mörikes sämtliche Werke. 2 Bde. L. M. 3.50, Gl. M. 6.—
Reuters sämtliche Werke. 4 Bde. L. M. 6.—, Gl. M. 12.—
— ausgewählte Werke. 2 Bände. L. M. 3.50, Gl. M. 7.—
Rückerts ausgew. Werke. 3 Bde. L. M. 5.—, Gl. M. 9.—
Schillers sämtl. Werke. 4 Hauptbde. L. M. 5.—, Gl. M. 12.—
— — 4 Hptbde. u. 2 Ergänz.-Bde. L. M. 7.50, Gl. M. 18.—
Shakespeares sämtliche dramatische Werke. 4 Bde. L. M. 5.—, Gl. M. 12.—
Stifters ausgew. Werke. 2 Bde. L. M. 3.50, Gl. M. 6.—
Uhlands gesammelte Werke. 2 Bde. L. 2.50, Gl. M. 6.—

Klein-Hvammur.

Novelle

von

Einar Hjörleifsson.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Isländischen

von

Prof. Franz Kuntze.

Leipzig

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Vorwort.

Die nachfolgende Übersetzung war zunächst nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Sie wurde gleich ähnlichen Versuchen in Mußestunden zur Unterhaltung und zum Studium unternommen. Als sie dann aber in einer literarischen Gesellschaft Weimars vorgelesen wurde, fand die Erzählung solchen Beifall, daß von vielen Seiten der Wunsch geäußert wurde, sie möchte veröffentlicht werden. Dennoch war der Unterzeichnete einstweilen nicht in der Lage, solchen Wünschen Folge zu geben. Denn da er Island und seine Bevölkerung nicht aus eigener Anschauung kennt, also auch mit der Umgangssprache des Landes nicht vertraut ist, mußte ihm das genauere Verständnis einzelner idiomatischer Ausdrücke und Wendungen verschlossen bleiben. Erst als Professor Dr. Kahle in Heidelberg, ein gründlicher Kenner Islands, ihm auf seine Bitte in zweifelhaften Fällen bereitwilligst Rat und Hilfe gewährt hatte, konnte er dem Gedanken der Publikation näher treten. Zwei Stellen hat auch der Verfasser selbst dem Übersetzer zu erklären die Güte gehabt. Beiden sei hiermit der schuldige Dank gesagt.

Weimar, 1909.

F. Kuntze.

Klein-Hvammur.

Alle Welt wunderte sich, daß Sveinbjörn in Groß-Hvammur sich nicht wieder verheiratete. Er hatte seine Frau verloren, als er in den Vierzigern war, hatte dann mit einer Haushälterin oder besser gesagt mit Haushälterinnen gewirtschaftet und war nun in den Sechzigern. Es war kein Geheimnis, daß er diese Wirtschaft satt hatte, er wechselte auch seine Haushälterinnen fast jedes Jahr, oder, was auf dasselbe herauskam, sie wechselten ihrerseits ihren Herrn. Nach seiner Meinung waren sie verschwenderisch, untüchtig oder faul oder boshaft, oder mit andern Fehlern behaftet, mit denen nicht auszukommen war; und wenn er deswegen auch keinen lauten Streit mit ihnen anfing, so hatte er doch eine eigene Art, sie merken zu lassen, was er von ihnen dachte. Und sie klagten Stein und Bein über diesen Herrn, der alles, auch die größten Kleinigkeiten, bestimmen wollte, der seine Nase in jedes Butterfaß steckte, so daß sie sich nicht rüppeln und rühren konnten, der überdies so spitzige Reden führte, wie sie dergleichen noch von niemand hatten zu hören bekommen; und die spitzigsten dann, wenn er am sanftesten und glattesten zu sein schien. Und wenn sie ihren Freundinnen solche Klagen vortrugen, endigte das Gespräch jedesmal mit der einstimmigen Sentenz, daß die schleichende Maus nicht besser wäre als die springende.

Man wollte übrigens wissen, daß Sveinbjörn, nachdem er Witwer geworden war, wiederholt auf Freiersfüßen gegangen war. Er hatte, wie man versicherte, hier und da angeklopft, bei einigen Pfarrerstöchtern und bei einigen Töchtern von Großbauern. Was an diesen Reden auch Wahres sein mochte, der Erfolg war jedenfalls ausgeblieben. Den meisten Leuten schien das unbegreiflich, nur den Haushälterinnen nicht. Die waren einig, daß kein ordentliches Mädchen Sveinbjörn nehmen würde. Aber nur wenige wollten das glauben, und die Spaßvögel meinten höhnend, die braven Haushälterinnen würden ihm schwerlich einen Korb gegeben haben, wenn er um sie angehalten hätte.

Es war auch wirklich nicht leicht zu sagen, warum die Mädchen Widerwillen gegen ihn haben sollten. Allerdings war er weder schön noch stattlich, aber doch immerhin wie die meisten Leute — ein kleiner Mann mit schmalem Gesicht, dunklem Haar und schwarzem, spärlichem, schon etwas ergrauten Bart um Wangen und Kinn. Sein Benehmen war höflich und freundlich, aber sein Blick nicht offen und frei. Mit wem er auch zu tun hatte, immer war er lebhaft und voller Eifer, brauchte auch manchmal ein starkes Wort, war aber für gewöhnlich ruhig und gemessen.

Er hatte einen Sohn, der Sigurgeir hieß und ungefähr zwanzig Jahr alt war. Der war nun schon fünf Jahre außer Landes, um die Landwirtschaft und andere Dinge zu lernen.

Er war auch ein vermögender Mann, denn Groß-Hvammur war ein ausgezeichneter Besitz. Wenn er in guter Stimmung war, pflegte er seine Bekannten daran zu erinnern, daß Groß-Hvammur noch nicht

bei der Bank eingetragen sei, und daß er damit warten wolle bis zum nächsten Jahre, falls Gott ihn am Leben ließe. In diesem Punkte konnte man seinen Worten auch glauben. Niemand wußte, daß er einem etwas schuldig war, es war im Gegenteil allbekannt, daß er viele Schuldner hatte.

Denn Sveinbjörn war ein hilfreicher und gefälliger Mann, und seine Nachbarn hatten keinen geringen Vorteil daran. Fehlte es einem Bauern in der Gegend im Frühling an Nahrung für Menschen oder Vieh, so suchte er Hilfe bei Sveinbjörn. Der hatte immer einen Rat. Und ebensowenig ließ er die im Stich, die ihn um Bürgschaft baten, wenn der Kaufmann in der Stadt allzu dringend wurde, oder ihn um ein Darlehn bei geringer oder gar keiner Sicherheit angingen. Durch seine Dienstwilligkeit hatte er wirklich manchen vor dem Armenhaus gerettet — wenigstens für einige Zeit.

Natürlich wollte er für seine Bemühungen auch etwas haben. Er ließ sich im Frühling mit Vieh bezahlen, im Sommer mit Heu und mit Arbeit auf den Wiesen, mit Lammsfütterung und Viehweide im Winter. Und für all die Hilfe, die er seinem Schuldner geleistet hatte, wollte er von allem möglichst viel haben und erhielt es auch. Manchem fiel es daher schwer, seinen Forderungen vollkommen gerecht zu werden. Aber daraus machte sich Sveinbjörn nicht viel; wenn sie nur, wie er zu sagen pflegte, den guten Willen hatten. Das klang ja ganz schön; leider aber sagten die, die nicht geduldig und dankbar waren: wer Sveinbjörn nicht seine ganze Schuld abtragen könne, habe seine Freiheit verloren, und den guten Willen haben bedeute in Sveinbjörns Sinn nichts anderes als für

ihn arbeiten im Winter und im Sommer, im Frühling und im Herbst.

Jedenfalls waren alle einig in der Meinung, Sveinbjörn trachte dahin, daß seine Schuldner, wie er sich auszudrücken pflegte, auf seinen Rat hörten. Und viele meinten, dieser Ausdruck bedeute so viel als in allen Dingen auf ihn hören, nicht allein in den Geschäften, die sie mit ihm und andern zu erledigen hatten, sondern bei all und jedem, was sie unternahmen. Es war eine offenkundige Tatsache, daß er in der ganzen Gegend mehr zu sagen hatte als alle andern zusammengenommen.

Und doch hatte er nicht erreichen können, was sein Herz vor allem andern begehrte. Nun denkt der Leser nach dem oben Gesagten wahrscheinlich, daß hiermit seine Heiratsgelüste gemeint seien. Nein, sein Sinn stand ihm weit mehr nach dem Besitz von Klein-Hvammur als nach irgend etwas anderem.

Groß-Hvammur war ein vorzügliches Besitztum. Da war Lachs- und Forellenfang, da nisteten Scharen von Eidergänsen, es war ein geräumiger und vortrefflicher Grashof da und außerdem vorzügliche Außenweide. Der einzige Fehler war der Mangel an Wiesen. Es waren wenig, und der Ertrag war gering. Klein-Hvammur war dem Umfange nach nur ein kleines Gut, aber es war beinahe lauter ebenes Wiesenland, und zwar Flutwiesen, die ausgezeichnet lohnten. Die Grashöfe der beiden Güter waren nur durch einen Grenzbach getrennt. Drüben wogte das Gras üppig im Hochsommer, wenn auch nur ein leiser Wind ging, diesseits wucherte Gesträuch und Birkengebüsch um Fels und Hügel, und Zwergweiden breiteten sich um jeden Bühl.

Sveinbjörn wollte es durchaus nicht einleuchten, daß alle Wiesen jenseits des Baches lagen und daß eine winzige Wasserader die Grenze bilden sollte. Aber es gab keine Möglichkeit daran zu rütteln. Es war mit vielen alten Pergamenten verbrieft und versiegelt, daß dort und nirgend anders die Grenze wäre.

Und nun sich zu denken, was für ein Besitz Groß-Hvammur wäre, wenn Klein-Hvammur noch dazu gehörte. Mindestens das beste Gut im ganzen Bezirk, ja noch weit darüber hinaus. Sveinbjörn wurde jedesmal, wenn er an die Wiesen dachte, aus lauter Mitleid mit sich selbst ganz jämmerlich zumute, gerade wie ihm das erste Jahr nach dem Tode seiner Gattin zumute gewesen war, wenn er an sie dachte.

Schon manchen Versuch hatte er gemacht, in den Besitz von Klein-Hvammur zu gelangen. Aber was die alte Gudrid in der Hand hielt, ließ sie nicht so leicht los. Sie war Witwe, ungefähr im gleichen Alter wie Sveinbjörn, hatte ihren Mann vor langer Zeit verloren und kein Kind am Leben und wirtschaftete nun nach wie vor in Klein-Hvammur, das ihr zu eigen gehörte.

Als Gudrids Mann gestorben war, hatte Sveinbjörn ernstlich daran gedacht, Klein-Hvammur zu erwerben. Er hatte ihr verschiedene Male seine guten Dienste angeboten, und sie hatte seine Anerbieten stets freundlich aufgenommen, gerade als ob sie keine Ahnung hätte, daß etwas dahinter steckte. „Herzlichen Dank," sagte sie jedesmal, wenn er sich zu einer Gefälligkeit erbot, „ich werde mich an dich wenden, wenn ich einmal in die Lage komme." „Und gern will ich deine guten Dienste annehmen," sagte sie jedesmal beim Abschied. Aber Sveinbjörn war niemals gewahr geworden, daß

sie in die Lage kam, und niemals erhielt er auch nur die leiseste Andeutung, daß sie Willens sei seine guten Dienste anzunehmen. Er fand niemals Gelegenheit, auch nur das mindeste für sie zu tun, nicht einmal einen Strick, um Heu damit zu binden, lieh sie von ihm — so war sie eine von den wenigen Bewohnern des Bezirks, die keine Veranlassung hatten, „auf seinen Rat zu hören."

Aber sie hatte immer gute Nachbarschaft mit ihm gehalten, hatte sich ganz besonders des kleinen Sigurgeir nach dem Tode seiner Mutter angenommen und immer ein gutes Wort zugunsten Sveinbjörns übrig gehabt, wenn die andern über ihn herzogen. Sveinbjörn wußte das auch, und darum war er gut auf sie zu sprechen.

Mehrmals hatte er sie auch dahin zu bringen gesucht, ihm Klein-Hvammur zu verkaufen, manchmal durch allerlei Andeutungen, manchmal geradezu und ohne alle Winkelzüge. Dann hatte Gudrid gewöhnlich im Scherz geantwortet: er könne die alte Hütte ja bequemer haben, wenn sie einmal bankerott machte, oder er könne ja warten, bis sie mit Tode abginge — das werde ja nicht mehr lange dauern, alt und stackerig wie sie geworden sei, dann könne er das Anwesen ja aus dem Nachlaß erstehen und es höchst wahrscheinlich für eine Kleinigkeit bekommen — „wenn ich dich nicht etwa zum Erben einsetze, Sveinbjörn, dann bekommst du es ganz umsonst" — oder sie könnten ja einmal später darüber reden, ihr käme es immer recht, Geld von ihm zu verdienen.

Sveinbjörn merkte wohl, daß das alles nur Redensarten waren, um ihn zu narren, und in Wahrheit eine Absage bedeutete. „Wenn sie einmal bankerott

machte" — ja sie sah auch gerade so aus, sie, die ihre Wirtschaft jedes Jahr vergrößerte und den Boden ihres Gutes stetig verbesserte. Und ebenso mißlich war es, um Klein=Hvammur zu bekommen, auf ihren Tod zu warten. War es doch ganz ungewiß, wer von ihnen beiden den andern überleben würde. Nirgends in der ganzen Nachbarschaft gab es ein so rüstiges Frauenzimmer, immer war sie guter Dinge und niemals mißvergnügt. Es war auch nicht die mindeste Aussicht, daß sie je nach seinem Gelde verlangen würde. Er hatte alle Hoffnung verloren.

Und doch konnte er seine Gedanken nicht davon abbringen. Schaute er einmal nach Klein=Hvammur hinüber, so wehte ihm ein würziger Heuduft entgegen; dachte er an seine Herden — und das tat er natürlich oftmals, so standen jedesmal die Heuschober in Klein=Hvammur vor seinem geistigen Auge. Er hätte sich am liebsten in einem Heuhaufen vergraben mögen wie eine Maus im Erdwall und niemals wieder herauskriechen. Und immer waren es die Heuhaufen von Klein=Hvammur, in denen er sich vergrub.

Nicht einmal des Nachts hatte er Ruhe vor solchen Gedanken. Er träumte beständig von Heu und von Wiesen und hatte im Traum stets mit irgendwelchen Hindernissen zu kämpfen. Manchmal war er mit der Sense auf den Wiesen von Klein=Hvammur tüchtig bei der Arbeit und schaffte und schaffte, bis die Sense auf einen Stein stieß und bis auf den Rücken zersplitterte. Und eine andere Sense zu bekommen war ihm nicht möglich. Manchmal war er dabei einen mächtigen Heuhaufen aufzuschichten, dann fiel das Heu, ehe er es gewahrte, auf ihn herab und bedeckte ihn, so daß er kein Glied rühren konnte. Ein anderes

Mal war er beim Binden und konnte auf keine Weise damit zurecht kommen, weil das Heu immer wieder aus dem Reif heraus glitt.

Einmal hatte er jedoch einen Traum, der ihn wirklich erfreute; denn er konnte nicht dafür, er gab etwas auf Träume, da sie so oft eingetroffen seien. Er träumte, es ginge ihm wie dem weisen Sämund, als die Straumfjörde Halla zu den Heuhaufen ging, ihre Schürze darüber schüttelte und auf diese Weise alles Heu in den Hof Sämunds beförderte. Und es war Gudrid in Klein-Hvammur, die in seinem Traum die Rolle der Halla spielte. Sveinbjörn war in der größten Verlegenheit, wie er all das Heu aufspeichern sollte — es war so furchtbar viel — und er hatte keinen dienstbaren Geist, wie Sämund, um sich helfen zu lassen. Aber nie war er im Traum so glücklich gewesen wie damals.

Endlich kam er auf einen Gedanken, dessen Verwirklichung, wie er meinte, nicht aussichtslos war: nämlich Gudrid schlankweg einen Heiratsantrag zu machen. Und er wunderte sich, daß er daran noch niemals gedacht hatte, da es doch so überaus einfach war.

Jedoch übereilte er sich nicht mit der Ausführung dieses Entschlusses, sondern überlegte ihn erst reiflich. Er hätte ja eigentlich lieber eine jüngere Frau gehabt. Gudrid sah schon ein bißchen ältlich aus, besonders da sie so wohlbeleibt geworden war. Aber er hatte ja auch die Jünglingsjahre schon hinter sich und war lange nicht mehr so stattlich wie er in den Dreißigern gewesen war. Und Gudrid war ein in jeder Beziehung respektables Frauenzimmer; darum meinte er, daß alle Welt diese Partie passend finden würde.

Allerdings konnte er sich der Besorgnis nicht entschlagen, daß sie ein bißchen herrschsüchtig sein würde. Als ihr Gatte noch lebte, hatte man gesagt, sie sei Mann und Frau zugleich. Und seit sie Witwe war, hatte sie natürlich unumschränkt in Haus und Hof regiert. Es würde ihm schwer werden, meinte Sveinbjörn, einen Teil seiner Machtvollkommenheit an sie abzutreten. Aber dafür war Gudrid auch eine einsichtige und gescheite Person, die etwas von der Wirtschaft verstand; und darum meinte er, daß sie gut miteinander auskommen würden. Es war ja auch kein Unglück, ein kleines Opfer zu bringen, wenn es sich darum handelte, Klein-Hvammur ohne einen Schilling dafür auszugeben in seine Hand zu bringen. Und dazu noch der unermeßliche Vorteil, ein für allemal diese Haushälterinnensorgen los zu werden, die ihn gerade damals stärker quälten als je zuvor.

Nachdem er die Sache mehrere Tage überlegt hatte und immer wieder zu demselben Ergebnis gekommen war, faßte er sich ein Herz und beschloß Gudrid einen Besuch zu machen. Aber so recht wohl war ihm eigentlich nicht bei der Sache. Gudrid war ziemlich unnahbar. Sie genügte sich selbst und gefiel sich darin von niemand abhängig zu sein. Dazu hatte sie eine spitze Zunge und führte gern spöttische Reden. Von ihr einen Korb zu bekommen, meinte er, würde äußerst peinlich sein. Aber dann dachte er wieder daran, wie klug und wirtschaftlich sie doch war. Es war ja auch nicht ausgemacht, ob die Partie für ihn vorteilhafter sein würde als für sie. Wenn er Klein-Hvammur mit ihr bekam, so bekam sie Groß-Hvammur mit ihm. Und wenn auch Klein-Hvammur ein hübsches Gut war, so war doch Groß-Hvammur

unstreitig viel größer. Und jedenfalls war es kein schlechter Tausch für sie, aus ihrem Rasenhause in seinen neuen Holzbau zu ziehen; er fand keinen vernünftigen Grund, der sie hindern sollte einzuschlagen. Und vernünftig war Gudrid, das wußte er so gut wie andere.

So fuhr denn Sveinbjörn eines guten Tages kurz nach Neujahr in seinen alten schwarzen Sonntagsrock und zog seinen blauen, ausländischen Paletot darüber, den er nur bei besonderen Gelegenheiten zu tragen pflegte. Er hatte ihn auf einer Auktion gekauft, als in der Nähe ein Schiff gestrandet war, und er war ihm zu groß. Und so machte er sich auf den Weg nach Klein-Hvammur.

„Du willst wohl noch weiter, Sveinbjörn?“ fragte Gudrid, als sie sich vor dem Wohnhause in Klein-Hvammur begrüßt hatten und sie mit ihren Blicken seinen Überzieher gemustert hatte.

Nein, er wollte nicht weiter, er hatte mit ihr zu reden.

Nun wußte Gudrid, daß etwas los war. Sie wollte ihn nicht in die gute Stube führen, weil es da so kalt war, darum ging sie mit ihm in die Abseite an dem einen Ende des Wohnraumes, wo sie mit ihrem Spinnrade zu sitzen pflegte. Unterwegs sagte sie der Köchin, sie sollte Kaffeewasser heiß machen. Dann setzte sie Spinnrad und Wollkasten in eine Ecke, bot ihm einen Stuhl neben dem Tische unter dem Fenster an und setzte sich selbst auf ihr Bett.

Sveinbjörn saß eine Weile schweigend und strich sich in einiger Verlegenheit das Knie.

Was zum Teufel mag der alte Kerl denn haben? dachte Gudrid. So wahr ich lebe, das hat etwas mit meinem Hof zu tun.

„Ich wollte dich aufsuchen," sagte Sveinbjörn zuletzt, „einer Angelegenheit wegen, die — die mir in den Sinn gekommen ist."

Gudrid war unnahbarer als je zuvor, als sie mit ihrem großen, roten Doppelkinn lächelnd auf ihrem Bette saß und ihm von oben herab in die Augen schaute, gerade als ob sie darin seine verborgensten Gedanken lesen wollte. Sie war doch ein begehrenswertes Frauenzimmer, das wurde Sveinbjörn jetzt deutlicher als je zuvor, jetzt da ihm der Mut zu schwinden begann — fast wie eine Königin erschien sie in seinen Augen.

„Schön," sagte Gudrid.

„Wir sind immer gute Nachbarn gewesen, Gudrid, und da ist mir denn der Gedanke gekommen — der Gedanke gekommen, ob wir einander nicht mehr als das werden sollten."

„Mehr als gute Nachbarn werden, Sveinbjörn? Ich verstehe nicht, was du damit sagen willst. Mehr als gute Nachbarn? Ist denn das überhaupt möglich? Oder willst du etwa, daß ich mich bei dir in Kost geben soll?"

„In Kost geben? Wie kannst du nur an so etwas denken? Nein, ich möchte dir vorschlagen — dich bitten — dich ersuchen, meine Frau zu werden."

„Ist das dein Ernst?"

„Mir ist es noch in meinem ganzen Leben nicht so ernst mit einer Sache gewesen," sagte Sveinbjörn feierlich. Nun, da die Schlacht begonnen hatte, kamen ihm Mut und Kräfte wieder. „Und ich gelobe dir, ich will versuchen dir stets ein guter Gatte zu sein; daß du mir ein gutes Weib werden würdest, das weiß ich. Und darum bin ich hierher gekommen."

„Hast du ein solches Verlangen nach meinem alten Katen, Sveinbjörn?“ sagte Gudrid und sah ihm laut lachend fest ins Gesicht. „Aber du brauchst ihn ja gar nicht, Mann. Du wohnst ja nicht in Groß-Hvammur allein, wiewohl das eigentlich für eine Person genug wäre, du weißt ja selbst, daß du dein Reich in der ganzen Gemeinde hast.“ Und dann schaute sie wieder lachend den Freiersmann an.

Nun stieg Sveinbjörn das Blut ins Gesicht; aber er beherrschte sich, wie er gewohnt war.

„Ich finde das keineswegs lächerlich,“ sagte er, „und ich meine, es ist billig, daß du mir ebenso ernsthaft antwortest als ich dich gefragt habe. Mein Anerbieten mag dir mißfallen; aber ich habe nichts Besseres zu bieten, und es ist jedenfalls ehrlich und wohlgemeint.“

„Das ist gewiß wahr,“ sagte Gudrid, und das Lachen verschwand von ihrem Gesicht. „Man kann nichts Besseres bieten als sich selbst mit allem, was man hat. Ich schäme mich meiner Lustigkeit, aber ich bin immer eine Närrin gewesen.“

„Was willst du mir denn nun antworten?“ fragte Sveinbjörn.

„Du mußt mir das nicht übelnehmen, aber aus der Sache kann nichts werden. Dein Vorschlag ist gut gemeint, ich weiß es, aber ich kann — ich kann ihn wirklich nicht annehmen.“

Sveinbjörn schwieg eine kleine Weile und schaute vor sich nieder; dann stand er auf und knöpfte seinen Überrock zu.

„Dann sind wir also fertig,“ sagte er, „und ich habe hier nichts mehr zu tun.“

„Nein, nein, du darfst nicht im Unmut weggehen. Wir sind immer gute Nachbarn gewesen, wie du vorhin selbst gesagt hast, und ich hoffe, wir werden es auch bleiben. Ich will dir wenigstens meine Gründe angeben, weshalb ich dir so habe antworten müssen."

Sveinbjörn setzte sich wieder.

„Die Wahrheit ist, daß ich zum Heiraten zu alt bin, zu alt auch, um mich noch zu verändern. Ich kann mich nicht mehr an neue Arbeit, an neue Pflichten gewöhnen; kann keinen andern Mann mehr liebhaben, wenigstens lange nicht mehr so lieb als ich meiner Meinung nach müßte.

Wenn's nichts anderes wäre, so wäre das eine schon genug, daß ich mich von Klein=Hvammur nicht trennen kann. Ich kann nicht von hier fortziehen, wenn's auch nicht weiter wäre als bis nach Groß=Hvammur.

Du wirst es nicht glauben, aber ich bin nun einmal so, ich habe mich nicht einmal entschließen können, meine Wohnstube hier nebenan ausbauen zu lassen, obwohl sie altmodisch und baufällig ist und ich die Mittel dazu habe. Hier bin ich geboren und aufgewachsen, auf dieser Diele hier habe ich laufen gelernt und gespielt, als ich noch klein war; ich könnte mich an kein anderes Wohnzimmer mehr gewöhnen. Hier habe ich all das erlebt, woran ich am liebsten denke. Hier habe ich mit meinem seligen Gatten die ganze Zeit gelebt. Hier haben wir uns beraten, hier haben wir uns gezankt und wieder vertragen. Hier habe ich ihn gepflegt, als er krank war, hier habe ich Gott für seine Genesung gedankt. Hier hat er mich umarmt und geküßt; hier habe ich Abschied von ihm genommen. Hier habe ich unser einziges Kind geboren.

Hier habe ich es auf dem Schoß gehabt und geschaukelt, hier mit ihm gespielt, hier es geküßt, als es im Sterben lag. Ich kann mich anderswo nicht wohl fühlen. Ich müßte fortwährend an all das denken und könnte es nicht fertig bringen an etwas anderes zu denken. Du mußt mir das nicht übelnehmen, Sveinbjörn. Ich bin nun einmal so. Es wäre mir unmöglich."

Nun kam die Köchin und brachte den Kaffee für Sveinbjörn. Er sah, daß nichts mehr zu hoffen und an der Sache nichts zu ändern war. Aber er ließ sich nichts merken, trank seinen Kaffee und verzehrte einige Pfannkuchen, als ob nichts vorgefallen wäre.

„Wir bleiben gerade so gute Freunde wie früher, nicht wahr, Sveinbjörn?" sagte Gudrid. „Und sprechen mit niemand darüber, tun, als ob uns dergleichen niemals in den Sinn gekommen wäre."

Sveinbjörn war es sehr recht, daß die Sache nicht unter die Leute käme, und gab das auch zu verstehen. „Das geht niemand etwas an," sagte er.

Gudrid war froh, dem Gespräch eine andere Wendung geben zu können. „Ist es wahr," fragte sie, „daß deine Wirtschafterin dir gekündigt hat?"

Sveinbjörn sagte, daß es so sei.

„Hast du schon eine andere gemietet?" Aber alsbald fiel ihr ein, daß Sveinbjörn das übelnehmen könne, wenn er sich auch nichts merken ließe, darum setzte sie hinzu: „Eigentlich geht es mich ja nichts an, entschuldige meine Neugier."

„Wer weiß," sagte Sveinbjörn und lebte wieder auf, „wer weiß, ob es dich nichts angeht? Vielleicht kannst du mir helfen, Gudrid. Ich bin, die Wahrheit zu sagen, in der größten Verlegenheit. Ich weiß gar

nicht, was ich machen soll. Ich bin oft ganz außer mir. Ich ertrage keine unordentliche Wirtschaft, sie ist mir in der Seele zuwider, und ich habe einen großen Hausstand, wie du weißt. Wenn man liederlich damit umgeht, wird mein bißchen Hab und Gut bald zum Teufel sein. Und es wird natürlich nur schlimmer, je mehr Frauenzimmer es sind, die nicht bei mir aushalten. Sie verklatschen mich alle. Und doch habe ich keine schlecht behandelt. Du weißt, daß es nicht meine Art ist, mit den Leuten barsch umzugehen. Aber daß ich nach dem Meinigen sehe, kann mir doch niemand verdenken — meinst du nicht auch, Gudrid? Weißt du nicht eine, die besser für mich taugt als die, die ich bisher gehabt habe?"

Gudrid wußte, daß alles, was er sagte, nicht unrichtig war. Er dauerte sie wirklich, und besonders wegen der Aussprache, die eben zwischen ihnen stattgefunden hatte, hatte sie den Wunsch, ihm behilflich zu sein. Sie bedachte sich eine kleine Weile.

„Hast du niemals daran gedacht, Solveig, die Tochter Olafs in Holt, ins Haus zu nehmen?"

Nein, daran hatte Sveinbjörn nicht gedacht. „Kennst du sie genauer?" fragte er.

„Ja, ich halte von keinem Menschen so viel als von ihr, daraus kannst du sehen, daß ich dir nicht zum Schlechten raten will. Es ist ein tüchtiges, nettes Mädchen."

„Aber sie soll ein bißchen hochmütig und trotzig sein?"

„Ja, das hab' ich auch gehört, aber ich weiß nicht, wie die Leute dazu kommen, so etwas zu sagen. Ich weiß nur, daß alle ihre Altersgenossen sagen, daß sie ein liebes Mädchen ist. Und sie weiß mit dem Haus-

wesen Bescheid, da sie schon seit Jahr und Tag ihrem Vater die Wirtschaft führt. Ich habe allerdings keine Ahnung, ob sie abkömmlich ist."

„Das wird sich wohl machen lassen," sagte Sveinbjörn, „Olaf hat schon lange auf meinen Rat gehört."

Als Sveinbjörn fort war, tat es Gudrid fast leid, ihm diesen Rat gegeben zu haben; sie sei vielleicht ein wenig voreilig gewesen, dachte sie jetzt. Sveinbjörn war es schon zuzutrauen, daß er die Sache durchsetzen würde, ob es Solveig und ihren Eltern recht war oder nicht. Immerhin war schon lange die Rede davon gewesen, daß Solveig, weil die Eltern so arm waren, von Hause sollte, sobald sich eine gute Stelle böte. Und soviel sie sah, war Groß-Hvammur wirklich eine gute Stelle. Solveigs wegen aber wollte sie auf alles, was da vorging, ein wachsames Auge haben.

Olaf in Holt hatte, als er seine Wirtschaft begann, zu den Landbauern besserer Ordnung gehört. Er hatte, als er anfing, etwas Vermögen gehabt und hatte sich glücklich verheiratet — mit einem ebenso herzensguten als gebildeten Mädchen. Aber seine Nachbaren sagten, er sei bei all seiner Tätigkeit doch kein rechter Landwirt. Nur wenige wußten, wie sauer er es sich werden ließ — am Tage besorgte er seine Wirtschaft und arbeitete wie ein Knecht oder Tagelöhner, und dann saß er noch bis tief in die Nacht hinein und machte für sich und andere allerlei Handeswerk. Trotzdem fiel es ihm schwer durchzukommen, zumal da er eine Familie von acht Kindern zu ernähren hatte. Dann hatte er einmal das große Unglück gehabt, daß ihm bald nach Neujahr das Heu ausging. Überall in der ganzen Gegend hatte damals

den größten Teil des Winters hindurch Heumangel geherrscht, nur in Groß-Hvammur nicht. Da hatte sich Sveinbjörn als Helfer in der Not gezeigt, aber ihm dabei auch sein bißchen Vermögen abgeknöpft. Niemand wußte, wie es seitdem mit ihrer Rechnung stand, aber die meisten meinten, daß Olaf ihm viel Geld schuldig sei — wahrscheinlich viel mehr als er zu bezahlen imstande war. Dann war ein anderes noch schwereres Unglück über Olaf gekommen: seine Frau war mit dem letzten Kinde so schwer niedergekommen, daß sie seit der Zeit bettlägerig war. Ihre ganze Beschäftigung war, ihre Kinder ein wenig zu unterrichten und die Bücher zu lesen, die sie bekommen konnte, zwischendurch auch ein wenig zu stricken. Infolge der schweren Arbeit hatte auch Olafs Gesundheit gelitten; er hatte gichtische Beschwerden und war schwach auf der Brust geworden.

Solveig war seine älteste Tochter und der Liebling ihrer Mutter, sie hatte auch, seitdem ihre Mutter nicht mehr im Gange war, das Hauswesen mit dem größten Geschick besorgt. Es war, als ob sie dazu geboren wäre, eine große Kinderschar zu regieren — so leicht und ruhig ging ihr alles von der Hand. Übrigens war es zweifelhaft, wer mehr von ihr hielt, ihre Mutter oder Gudrid in Klein-Hvammur. Gudrid liebte sie wirklich mit seltener Zärtlichkeit. Schon als kleines Kind hatte sie sie gern gehabt und ihr oft allerlei Kleinigkeiten geschenkt. Um Menschen liebzugewinnen, braucht man ja nur gut gegen sie zu sein. Und die Liebe Gudrids zu Solveig war in demselben Maße gewachsen, als sie ihr Zeichen davon gegeben hatte.

Nun war die zweite Tochter so weit herangewachsen, daß sie die Arbeit ihrer Schwester allenfalls über-

nehmen konnte. Darum sollte Solveig nun der schlechten Verhältnisse wegen von Hause, wenn sich eine gute Stelle böte — gerade so wie Gudrid zu Sveinbjörn gesagt hatte.

Es war Wasser auf Olafs Mühle, als Sveinbjörn ihm seinen Vorschlag machte. Er bot einen ungewöhnlich hohen Lohn und versprach, daß Solveig nicht mit Arbeit überladen werden, sondern für die Hausarbeit noch Hilfe bekommen sollte. Ihrer Mutter wurde es weniger leicht, sich in die Sache zu finden. Sie konnte sich ihren Haushalt ohne Solveig gar nicht denken und meinte, sie würde es in ihrem Bette kaum aushalten, wenn sie fort sei; auch könne man gar nicht wissen, wie es ihr gehen würde, obwohl das Anerbieten ja vorteilhaft sei. Aber am nächsten Tage kam Gudrid und sprach ihr Mut ein.

„Ich wohne ja in der nächsten Nähe," sagte sie, „und es ist leicht für mich, nachzusehen, wie es geht. Ich werde auf jeden Fall dafür sorgen, daß Veiga nicht lange bleibt, wenn es ihr nicht gefällt."

So zog Solveig im Frühling am Tage der Kreuzmesse nach Groß-Hvammur.

Und es dauerte nicht lange, so sah es dort ganz anders aus als vorher. Alles war sauber und blank, wie es früher unsauber und verwahrlost gewesen war. Alles geschah zur rechten Zeit. Die Möbel in der guten Stube, die Sveinbjörn auf einer Auktion in der Stadt gekauft hatte — er war stolz darauf — wurden in die Wohnstube geschafft und Sveinbjörn war außer sich vor Erstaunen, wie wohnlich es dort mit einem Male geworden war. Früher hatte er es dort immer ungemütlich gefunden. Nun gab seine Wohnstube der des Amtmanns nichts nach, auch hatte Solveig ihn

dazu vermocht, noch allerlei Kleinigkeiten zu kaufen, die sie vermißte. Er war gar nicht verdrießlich darüber — ganz im Gegenteil.

Und es kam ihm so vor, als ob sie über dem Ganzen waltete wie eine Königin — zum mindesten als ob sie von allem die Herrin wäre.

Da kamen ihm allerlei Gedanken. Weshalb sie nicht zur Besitzerin davon machen — mit ihm zusammen?

Es war ihm unerklärlich, daß er sie jahrelang sozusagen unter seinen Händen gehabt hatte, ohne auch nur nach ihr hinzusehen. Mit jedem Tage, der ins Land kam, erstarkte sein Vorsatz, sich dauernd mit ihr zu verbinden. Und die Folge war, daß er ganz gerührt wurde über seine Großmut, da er sich mit ihr, dem blutarmen Mädchen, begnügen wollte.

Manchmal kam Gudrid herüber, und Solveig sagte ihr stets, daß es ihr gut ginge und daß sie einen recht guten Herren hätte.

Die Wahrheit war freilich, wiewohl sie nichts davon merken ließ, daß sie Sveinbjörn nicht leiden konnte. Sie mochte es nicht, wenn er sich, wie er sich das angewöhnt hatte, um alles, was sie tat, kümmerte. Sie mochte auch nicht, wenn er ihre Arbeit lobte. Und je freundlicher er gegen sie war, desto unangenehmer war er ihr. Sie hatte natürlich keine Ahnung davon, was für Gedanken er im Herzen barg. Aber unwillkürlich wich sie ihm jedesmal aus, wenn es möglich war. Sie schämte sich beinahe darüber, denn sie meinte, er habe es nicht verdient. Aber sie konnte nun einmal nicht anders.

Im Sommer, zur Zeit der Heuernte, wurde Sigurgeir zurückerwartet. Solveig kannte ihn von früher

her; denn sie waren zusammen zum Konfirmanden-unterricht gegangen, obwohl sie zwei Jahre jünger war als er. Manchmal fürchtete sie sich ein wenig vor seiner Ankunft. Es war augenscheinlich nicht schwer für sie, es Sveinbjörn recht zu machen; aber würde sie auch den Sohn zufriedenstellen können, der so vieles gesehen und gelernt hatte? Sie sprach oft mit Sveinbjörn darüber, wie sie ihn empfangen wollten. Sveinbjörn wünschte seinem Sohn den besten Empfang zu bereiten, und ihr selbst war nicht minder darum zu tun, daß es möglichst nett und ordentlich dabei zuginge.

Sveinbjörn hatte gedacht, er sollte oben bei ihm schlafen. Aber Solveig schlug vor, er sollte in dem kleinen Gastzimmer neben der Staatsstube logieren. Und an dem Tage, wo er erwartet wurde, hatte sie viel mit Backen und Kochen zu tun.

Als er kam, war es bereits Nacht. Er war halbtot vor Müdigkeit, trank zu Solveigs großem Leidwesen nur etwas Milch und ging dann gleich zu Bett.

Sigurgeir schlief lange bis in den Tag hinein. Er wurde aufgeweckt durch den Gesang einer wunderhellen, wohlklingenden Frauenstimme. Solveig stand am Fenster des anstoßenden Zimmers, und sie war die Sängerin. Da sie wußte, daß er müde war, hatte sie ihm, um ihn nicht zu stören, den Kaffee noch nicht bringen wollen. Aber sie wartete nun, daß er aufwachen sollte, und die Wahrheit zu sagen, sie fand, daß er nun lange genug geschlafen habe und keinen Schaden nehmen würde, wenn er nun aufwachte. So begann sie zu singen.

Das Lied, welches sie sang, lautete folgendermaßen:

Wir rasten nicht lange, wir stürmen nicht fort,
Ich wandere sinnend von Ort zu Ort,
Und Frühling um Gipfel und Gründe.
So wonnig müßte die Stunde sein,
Wenn erstmals ich grüße die Liebste mein;
Ob je in der Welt ich sie finde?
Es regt sich kein Blättchen im Winde.

Mir ist es, als ahnt' ich im Geiste das Band,
Wie liebend der Frühling die Erde umspannt,
Obwohl ich es nimmer ergründe.
Die Geister des Friedens um Berg und Tal
Sie schweben und folgen uns überall;
Die Dämmerung senkt sich gelinde,
Es regt sich kein Blättchen im Winde.

Wie finde ich alles so lieb und so licht,
Den Pfad, den ich wandre, so eben und schlicht,
Als wollte die Zeit mich verjüngen.
Mein Herz schlägt so ruhig, nie hab' ich gedacht
Mir eine so wonnige Sommernacht,
Wo Felsen mich drohend umringen
Und eisige Gletscher entspringen.

Es schwindet die Nacht, und es schwindet der Traum;
Da zeigt sich ein Streifen am Himmelssaum,
Ein prächtiges Farbengebinde.
Wir bleiben, wir rasten nicht lange, ja ja!
Wir stürmen nicht vorwärts. Die Sonne ist da,
Als ob sie die Gipfel entzünde;
Es regt sich kein Blättchen im Winde.

Sigurgeir lag ruhig im Bette, lauschte dem Gesange und streckte die ermüdeten Glieder unter der Daunendecke. Er fühlte sich überaus wohl, teils in dem Bewußtsein, wieder zu Hause zu sein, teils infolge der Ruhe. Und der Gesang hauchte Frieden in

seine Seele und weckte die Erinnerung an helle Nächte, wenn er voll froher Lebenslust auf dem Felde gewacht hatte und Frühlingslicht und Frühlingswonne seine Seele so berauschten, daß er sich gar nicht vorstellen konnte, daß ihn das Dunkel des Winters jemals wieder ängstigen würde.

Aber er rührte sich nicht eher als bis sie mit ihrem Gesange zu Ende war. Dann rief er: „Bist du es, Solveig?"

Da öffnete sie die Tür, steckte lächelnd den Kopf durch die Öffnung und sagte: „So, bist du nun wirklich wach? Ich habe dich wohl mit meinem Gesinge aufgeweckt."

Sigurgeir meinte, es wäre nicht schlimm zu erwachen, wenn man durch keinen schlimmern Traum aufgeweckt würde.

Sie lächelte wieder. „Ich werde dir gleich den Kaffee bringen," sagte sie dann und eilte davon.

„Wie schön ist sie," sagte Sigurgeir zu sich selbst, und das dünkte ihn nicht weniger, als sie mit dem Kaffee kam und er sie besser betrachten konnte.

Wie hatte sie sich in den letzten fünf Jahren, seit er sie nicht gesehen hatte, verändert. Sie war hochaufgeschossen, starkknochig und mager gewesen. Es war etwas so Kraftvolles, aber auch zugleich Unruhiges und Ungestümes in ihrer ganzen Art gewesen. Nun war sie ein schlankes, kräftiges Mädchen von vollkommen gleichmäßiger Bildung. Und in demselben Maße wie die Muskeln sich um diese starken, früher so unschönen Knochen entwickelt hatten, waren ihre Bewegungen weicher geworden und hatten ein schönes Gleichgewicht bekommen, wie auch ihr ganzes Benehmen weiblicher geworden war. Besonders gefiel

Sigurgeir der Klang ihrer Stimme, sie war lieblich und kräftig zugleich.

Wie hübsch war es, daß sein Vater eine solche Haushälterin bekommen hatte! Wie herrlich war es, daheim zu sein!

Während er Kaffee trank, saß sie auf einem Stuhl neben seinem Bett. Er fragte sie, ob sie schon lange im Hause wäre.

Nein, erst seit der Kreuzmesse. Ob es ihr denn gefiele, ob sie sich nicht unglücklich fühle.

Nein, sie fühlte sich nicht unglücklich. Es war freilich schwer, ihre Mutter krank und bettlägerig zu wissen und nichts für sie tun zu können — aber dabei ließ sich nun einmal nichts machen — und sie hatte auch zu viel an andere Dinge zu denken, als daß sie Zeit gehabt hätte, sich unglücklich zu fühlen — und sein Vater war ja auch überaus gütig gegen sie gewesen — nein, sie fühlte sich nicht unglücklich.

Sigurgeir merkte wohl, daß sie in Wahrheit doch nicht ganz frei von Kummer gewesen war. Und er nahm sich vor, soweit es ihm möglich wäre, dahin zu wirken, daß sie sich nicht einen Augenblick unglücklich fühle. Wie herrlich war es doch daheim zu sein!

Nun kam sein Vater, um ihm guten Morgen zu sagen. Da verließ Solveig mit dem Kaffeebrett das Zimmer, worauf Sigurgeir sich erhob und sich anzukleiden begann. Und dann ging er fort, um sich draußen ein wenig umzusehen.

Es war eine merkliche Veränderung ringsum vorgegangen; denn sein Vater war in den letzten Jahren sehr tätig gewesen. Am auffälligsten war der Holzbau an Stelle des alten Rasenhauses. Auch der Gras-

hof hatte ein anderes Aussehen bekommen; wo früher kleine Erdhügel und Vertiefungen gewesen waren, war jetzt ebenes Land. Von den größeren dieser Gründe vermißte er einen ganz besonders. Da hatte er als Kind einen winzigen Schuppen gehabt und darin während der Nacht seine Spielsteine — das waren seine Schafe, untergebracht. Aber am Tage hatte er sie dann auf den Erdhügeln ringsherum weiden lassen. Oft hatte er in diesem Grunde gesessen, hatte auf die Berge geschaut und sich gewundert, daß die fernsten Berge so wundervoll blau waren, während der Berg gerade über ihm nicht blau, sondern dunkelgrau war. Wie wundervoll, seine Heimat unter blauen Bergen zu haben!

Und nicht weniger merkwürdig war es ihm gewesen, des Abends den Himmel zu betrachten und zu sehen, wie am westlichen Horizont die wunderbarsten und prächtigsten Farbenspiele sich zeigten, wie der Himmel grünblau, dunkelrot und feuerrot wurde, ja in allen möglichen Farben schillerte, die er gar nicht alle zu benennen wußte. Und oft hatte er dann gedacht, ob nicht irgendwo in der Nähe dieser Pracht der liebe Gott und die Engel ihr Reich hätten, ob er nicht selbst dort weilen würde, wenn er tot wäre, vorausgesetzt daß er brav und gut geblieben sei. Ja, es war mancherlei geschehen und mancherlei gedacht in diesem Grunde, der jetzt verschwunden war.

Andere Veränderungen hatten nur in seiner Einbildung stattgefunden, zum Beispiel daß alle Weglängen so kurz geworden waren. Das kam ihm jetzt ganz wunderbar vor. Es war nicht weit bis zu den Stallungen. Aber es war eine Zeit, wo ihm der Weg dahin unsäglich lang vorgekommen war, wenn er des

Abends spät die Rosse heimgetrieben hatte und so müde war, daß er kaum die Zügel halten konnte.

Und doch war es alles noch gerade so wie ehemals, und es war eine unendliche Freude, es wiederzusehen, selbst wenn es nichts anderes war als Strutt, der große, glatthaarige Hund ausländischer Rasse mit den langhängenden, weichen Ohren und den gutmütigen, melancholischen Augen. Gestern abend hatte er ihn noch angebellt, aber nun sprang er wie an einem alten Freunde lustig in die Höhe.

Aber am meisten freute er sich doch seinen Vater wiederzusehen: vergnügt, liebevoll, ein wenig gebückt, beinahe als ob er sich schämte vor seinem heimgekehrten Sohn, der so weit fortgewesen war und so vieles gesehen hatte. Eine ganze Schar von Erinnerungen schwirrte durch seine Seele, wie wenn ein Entenschwarm vom Flußufer auffliegt, wo er keine Beute gefunden hat, wenn er den Alten sacht und mit kleinen Schritten vor dem Hause herumgehen sah.

Alles was er wahrnahm war ihm so behaglich und vertraut. Es war eine Lust sondergleichen, das alles wiederzusehen — dieselben Menschen, dieselben Tiere, denselben Grashof, dieselben Berge, dasselbe Meer und denselben Himmel. Welch eine Wonne, wieder daheim zu sein!

Nun fiel sein Blick in die Richtung von Klein-Hvammur.

Da beschloß er sogleich Gudrid zu besuchen. Und da er sich erinnerte, daß Solveig immer ihr Liebling gewesen war, meint er, es wäre nett sie mitzunehmen. Er eilte daher ins Haus zurück und schlug ihr vor, mitzukommen. Aber sie hatte keine Zeit, und so mußte er denn allein gehen.

Das war ein freudiges Wiedersehen. Gudrid konnte die Augen nicht von ihm wenden — so stattlich und männlich war er geworden. Und sie konnte es nicht lassen, was sie früher so oft getan hatte, sein braunes, reiches Haar zu streichen. Sie hoffte, er würde es nicht übelnehmen, daß sie so zutraulich war — sie war ja eine alte Frau geworden.

Kein älteres Frauenzimmer sieht einen jungen, stattlichen Burschen, ohne ihm irgendein Mädchen zu bestimmen. Das war der rechte Mann für Veiga. Sie hatte oft gedacht, daß in der ganzen Gegend kein junger Mann sei, der für sie passe; nun brauchte sie sich deswegen keine Sorgen mehr zu machen — wenn es nur glücken wollte.

Es war den Tag eine brütende Hitze, und alles in der ganzen Umgegend war auf den Grashöfen beim Heuen; die einen wendeten, andere setzten die Schober und andere banden. Sigurgeir hielt es nicht aus, den ganzen Tag müßig herumzubummeln. Er mußte etwas zu tun haben wie die andern auch. So ging er denn nach dem Mittagessen mit der Harke in der Hand auf den Grashof. Und diesmal glückte es ihm, Solveig mitzubekommen. Das Heu lag größtenteils noch in Schwaden auf dem Felde.

Welch eine Lust war es, mit ihr zusammen zu schaffen. Sie lachte so hell, wenn er etwas Lustiges sagte, und ihr Lächeln war so einzig, so wunderbar heiter — es war als ob ein Sonnenstrahl über ihr Gesicht glitt. Und welche Augen unter diesen dichten, starken Brauen, mit denen sie ihn ansah so voll von Verwunderung, so fragend, so warm und so herzlich! Und wie weich waren alle ihre Bewegungen! Sie erinnerten ihn an ein leichtes Segelboot, das der

leisesten Wellenbewegung und der schwächsten Brise nachgibt. Das hellblonde Haar hing in zwei langen, dicken Flechten über ihren Rücken. Da erging es Sigurd gerade wie Gudrid: er hätte sie ergreifen mögen, diese Flechten und sie um seine Hände winden — aber er beherrschte sich.

Ihre Schuhe fingen an glatt zu werden, so daß es ihr schwer wurde, nicht auszugleiten. Da war es eine Lust zu sehen, wie sie von den Böschungen herablief, wie sie sich, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, in ihren kräftigen Schultern wiegte. Zuletzt glitt sie doch aus. Da erfaßte er sie, daß sie nicht hinfiel.

„Es wird das beste sein, ich ziehe meine Schuhe aus, um nicht wieder auszugleiten," sagte sie da.

„Ist nicht nötig," erwiderte er, „ich werde acht geben, daß du dir nicht weh tust."

Sie sah ihn an — setzte sich nieder und zog ihre Schuhe aus.

Er fühlte sich wie berauscht von der Heimkehr, dem Heuduft und der Nähe Solveigs. Alle seine Gedanken waren in einer so wonnigen Erregung, daß er sich nicht erinnerte, jemals eine so selige Stunde erlebt zu haben.

Ein großer Teil des Heus war nun trocken geworden; die jungen Burschen setzten die Schober, und die Mädchen häufelten. Sigurgeir nahm immer nur von da, wo Solveig gerade beschäftigt war. Und sie hatte es nicht leicht bei ihm. Er sputete sich so sehr, um jedesmal einige Augenblicke in ihrer Nähe verweilen zu können.

Sveinbjörn war zu Hause geblieben, um für den Winter Löcher und Ritzen in den Hauswänden zu

stopfen. Nun kam er zu den Leuten auf den Grashof heraus.

Er ging von einem Heuhaufen zum andern, befühlte sie, steckte die Hand hinein, sog den Duft des Heues ein und steckte die Hand wieder hinein.

Einer von seinen Knechten sah ihn schweigend an. Er schien es zu verstehen, welch ein Hochgenuß es für Sveinbjörn war, all das trockene, duftende Heu zu befühlen.

„Ein schöner Mundvoll," sagte der Mann nach einer kleinen Pause.

„Ja, ja, das ist wahr," sagte Sveinbjörn. Dann schwieg er und seufzte.

„Wenn es nur mehr wäre," fuhr er nach einer Weile fort.

Dann schwieg er wieder. Und dann kam's wie ein schwerer Seufzer aus der Tiefe seiner Seele: „In Klein-Hvammur da wird's diesen Sommer etwas geben."

Nun mußte Solveig fort, weil sie zu Hause zu tun hatte.

Als sie fort war, machte die Arbeit Sigurgeir plötzlich kein Vergnügen mehr. —

Sigurgeir und Solveig waren unglaublich schnell miteinander bekannt geworden. Und ehe sie es selbst wußten, hatten sie einander ihr Glaubensbekenntnis gesagt.

Solveig hatte freilich nur wenig zu berichten. Sie hätte zum Erstaunen wenig Merkwürdiges erlebt, meinte sie. Für Sigurgeir lag aber ein besonderer Reiz darin, ihr ihre Lebensgeschichte abzufragen. Sie war des Abends gewöhnlich müde gewesen und des Morgens erfrischt aufgestanden — immer hatte sie viel zu tun

gehabt. Sie hatte sich zuerst ein wenig geniert, als sie die Hausmutter spielen sollte, besonders wenn jemand zum Besuch gekommen war, aber in Wahrheit hatte es ihr doch große Freude gemacht — sie war dadurch gereift und älter geworden — besonders große Freude, sich der jüngsten Kinder anzunehmen und Mutterstelle bei ihnen zu vertreten, obwohl sie es manchmal sich, manchmal andern nicht zu Dank gemacht hatte. Aber die größte Freude war es ihr gewesen, ihrer Mutter Islandssagen und alte und neue Gedichte vorzulesen, eine noch größere vielleicht, ihr etwas vorzusingen, wenn sie eine neue Weise gelernt hatte — und dann reiten, reiten auf einem mutigen Pferde, das sie nur mit Mühe regieren konnte. Gewöhnlich war sie zufrieden und glücklich gewesen. Aber manchmal hatte sie auch Verlangen gehabt, fortzuziehen, nach Amerika oder sonst wohin, weit fort, um die Welt zu sehen und fürs Leben zu kämpfen, daß es eine Art hatte.

Und indem sie das sagte, streckte sie ihre langen und kräftigen Arme und fuhr dann fort: „Ich hätte das schon können, ich habe das Zeug zum Schaffen."

Darauf fragte er sie, wofür sie denn habe arbeiten wollen, was sie mit den mühevollen Kämpfen habe erringen wollen.

Bei dieser Frage errötete sie und schwieg. Denn sie hatte das Gefühl, daß diese Sehnsucht in die Ferne auf das engste mit dem zusammenhinge, was sie am wenigsten hätte sagen mögen, wiewohl es ihre Seele mit unklarer, unruhiger Wonne — mit den seltsamsten Bildern, Träumen und Hoffnungen, mit neugieriger Sehnsucht erfüllt hatte, so daß ihr Herz klopfte und ihr die Röte in die Wangen stieg.

Er brachte sie auch zu dem Geständnis, daß einmal ein Mann um sie angehalten habe. Sigurgeir kannte ihn, er war tüchtig und wohlhabend. Ihr Vater hatte ihr zugeredet, ihn zu nehmen.

Da fragte Sigurgeir, weshalb sie es denn nicht getan hätte.

„Natürlich weil ich ihn nicht lieb hatte," sagte sie.

„Scheint dir denn das eine so unumgängliche Bedingung zum Heiraten zu sein?"

Da sah sie ihn verwundert und fast unwillig an: „Sonst ist es frevelhaft," sagte sie dann.

Sigurgeir hatte ihr viel mehr zu sagen. Und er fing das nicht vom unrechten Ende an.

Es ist nämlich ein erheblicher Unterschied zwischen dem, was junge Männer ihren Freunden und dem, was sie ihren Freundinnen mitteilen. Immer machen sie sich freilich in beiden Fällen zur Hauptperson. Die Jugendfreude, wie sie auch immer sein mag, wird etwas geschmälert, wenn wir sie nicht durch Mitteilung vervielfältigen können.

Unseren Kameraden erzählen wir meist von unsern Streichen — von solchen, die im allgemeinen für Unrecht gelten und die es auch in unsern Augen eigentlich sind, mit denen wir uns aber doch — wissentlich oder unwissentlich — im innersten unseres Herzens brüsten, als ob sie nichts Schlimmes zu bedeuten hätten. Viel schwerer fällt es uns, von unseren edlen, männlichen, ritterlichen Gefühlen oder Handlungen zu erzählen.

Bei den Frauen, jungen wie alten, machen wir es anders. Sie verstehen sich darauf, zuzuhören. Sie zweifeln nicht an unserer Aufrichtigkeit. Sie glauben uns, wenn wir sagen, daß wir lieben oder hassen.

Sie lächeln weder über eingebildete Leiden noch über die verwegensten Luftschlösser. Sie glauben an heiliges Jugendfeuer, an heilige Hoffnungsglut und Liebesglut in unserer Brust — glauben, daß sie niemals erlösche.

Wenigstens glaubte Solveig felsenfest daran, daß nicht allein ihr Wohl, sondern auch das Wohl des ganzen Landes auf den Schultern dieses jungen Mannes ruhe, der so vieles gesehen und so vieles gelernt hatte, der Recht und Ehre über alles liebte und dem alles Unrecht, alle Gemeinheit und alle Heuchelei von ganzer Seele verhaßt war.

Einiges freilich begriff sie nicht recht an ihm — am wenigsten, daß er nicht an Gott und ein Jenseits glaubte. Er hatte ihr das gesagt, obwohl es ihm eigentlich nicht darum zu tun war, ihr seine Weltanschauung zu offenbaren, weil er wünschte, daß sie in allen Stücken genau so bliebe wie sie jetzt war. Sein eigener Glaube war verdorrt und versiegt, ohne daß er recht wußte, wie das gekommen war. Er hielt das für keinen Gewinn, aber auch für keinen Verlust, weil er es nicht liebte sich mit solchen Grübeleien zu plagen, aber für sie, meinte er, würde es fraglos ein Verlust sein, wenn es ihr ebenso ergehen würde.

Sie konnte es nicht begreifen, daß er, so gescheit wie er war, zu einer solchen Anschauung hatte kommen können und fertig werden konnte, ohne an Gott zu glauben und zu ihm zu beten. Ihr schien das eine so törichte, geradezu wunderliche Weisheit zu sein. Sie dachte an ihre Mutter, die ihr ganzes Leben im Bett verbringen mußte und keinen andern Trost hatte als ihren Glauben. Und ebenso wie ihr oder noch schlimmer konnte es jedem ergehen.

Dennoch kam es ihr beinahe wie ein Wunder vor, daß Sigurgeir trotzdem in ihren Augen nichts verlor und daß sie nicht im mindesten um sein Seelenheil besorgt war. Sie kannte den Unterschied zwischen unechtem und echtem Glauben nicht.

So vergingen einige Wochen, ohne daß sie ein Wort von ihrer Liebe gesprochen hatten. Aber ihr ganzes Leben war in Wahrheit ein Liebesleben, und sie zweifelten beide nicht im mindesten daran. Sigurgeirs Seele sog ihre kraftvolle, weiche, sonnige Schönheit ein, und sie dachte wachend und schlafend an ihn. Sie genossen die Erstlinge der Liebe, des schönsten von allen Gütern dieses Lebens. Sie gaben auf alles acht, was sie taten, auf jeden Augenaufschlag, jedes Lächeln, jede Bewegung, und alles ward ihnen zur Wonne und zum Genuß und zu Ereignissen, die ihnen bedeutender schienen als alles was jemals auf Erden geschehen war.

Sveinbjörn kümmerte sich nicht viel um die aufziehende Wolke. Wohl schien es ihm, daß sein Sohn und Solveig sich gern hatten. Er sah, daß sie beieinander waren, wenn sich auch nur die geringste Veranlassung bot, oft auch ohne das. Aber es war ja ganz zweckmäßig, daß sie sich gut standen, wenn Solveig Sigurgeirs Stiefmutter werden sollte. Manchmal freilich überkam ihn doch eine Ahnung, daß es seinem Sohne noch lieber sein würde, wenn Solveig ihm noch etwas näher stünde. Und das war ja klar, daß sie nicht daran denken würde ihn zurückzuweisen.

Was sollte er nun tun? Manchmal dachte er daran, ihrer Vereinigung nichts in den Weg zu legen. Es war ja nur natürlich, daß Sigurgeir ans Heiraten dachte. Und Solveig war ein nettes und tüchtiges Mädchen, wenn sie auch arm war. Das einfachste

war, ihnen keine Schwierigkeiten zu machen, sondern ihnen zu erlauben sich zu heiraten, wenn sie wollten.

Aber er mußte doch auch ein bißchen an sich selbst denken. Es war hart für ihn, einem Mann von solchem Vermögen und solchem Hauswesen, sein ganzes Leben ohne Gattin zu verbringen. Und bis jetzt war es ihm nicht geglückt, wieder eine passende Frau zu finden. Hier war nun ein Weib, das ihm gefiel — und das er bekommen konnte. Denn daß er einen Korb von Solveig bekommen könnte, kam ihm natürlich nicht in den Sinn. Allerdings war es nicht undenkbar, daß sie sich zuerst ein wenig sträuben würde, besonders wenn sie wirklich ein Auge auf Sigurgeir geworfen hätte. Aber er hoffte sicher, daß ihr Vater auf seiner Seite stehen würde und daß sie sich dann fügen würde. Wußte er doch genau, wie er Olaf dazu bringen könnte. Und es war ja auch wahrhaftig keine schlechte Partie, die sich ihr bot. Für ein blutarmes Mädchen war es wirklich kein so übles Los, sich als Hausfrau in Groß-Hvammur niederzulassen. Allerdings würde es Sigurgeir nahe gehen, das Mädchen zu verlieren, namentlich wenn er es ernst mit ihr meinte, was übrigens nicht gewiß war. Junge Leute wollen nicht alle Mädchen heiraten, denen sie den Hof machen. Aber so oder so, er würde es bald verwinden. Er war ja ein junger hübscher Bursche und würde nicht gleich auf dem Trockenen sitzen, wenn ihm eine entginge. Und schließlich war es nicht mehr als billig, daß er seinem Vater das Opfer brächte, der ihn über alles liebte und ihm eine solche Erziehung hatte zuteil werden lassen.

Endlich gelangte er zu der festen Überzeugung, daß es geradezu Unrecht wäre, wenn er diese Gelegen-

heit, sich die letzten Lebensjahre zu verschönern, versäumte. Aber er wollte mit aller Ruhe und Vorsicht zu Werke gehen. Am zweckmäßigsten schien es ihm, Sigurgeir von seinen Gedanken abzubringen, so daß Solveig selbst sähe, wie es stünde, noch ehe seine Werbung erfolgte. Und der einfachste Weg war, ihm gerade heraus zu sagen, was er im Sinne hätte, oder es ihm wenigstens nahe zu legen.

Und so ging er denn eines guten Tages auf die Wiesen, um mit seinem Sohn über die Sache zu reden. Sigurgeir war allein und beschäftigt einen grünen Bühl abzumähen, der inmitten eines mit Gestrüpp bewachsenen Moores, nicht weit vom Grashof lag.

„Magere Wiesen in Groß-Hvammur," sagte Sveinbjörn, als er die Stelle erreicht hatte.

Sigurgeir unterbrach seine Arbeit, um seine Sense zu schärfen, ehe er antwortete. Er setzte die Sense mit dem obern Ende auf den Boden und begann zu wetzen.

„Gewiß, aber eigentlich brauchst du doch nicht zu klagen, Vater, der Ertrag dieser Wiesen war doch ganz leidlich, wenn sie auch nur mittelmäßig sind."

„Komm hier herauf, und ruhe dich ein Weilchen aus, wir wollen ein bißchen plaudern," sagte Sveinbjörn, stieg nach oben und setzte sich dort nieder. Sigurgeir ließ sich an seiner Seite nieder.

„Ja, es ist ja wahr, Gott hat mein Werk wunderbar gesegnet, und das ist keine Kleinigkeit hier in Groß-Hvammur — wirklich mehr als ich erwarten durfte bei der geringen Unterstützung, die ich nach dem Tode deiner seligen Mutter gehabt habe."

Nun entstand eine kleine Pause. Entweder stockte Sveinbjörn unabsichtlich, oder er wollte seinem Sohn

Zeit lassen sich zu sammeln nach dem Wink, den er ihm gegeben hatte.

„Es fällt mir schwer auf die Seele, mich zu verändern, Geiri,“ fing Sveinbjörn wieder an, „es fällt mir schwer auf die Seele um deinetwillen. Von deinem mütterlichen Erbe ist nicht mehr viel übrig, und das bißchen, was ich habe, wäre nicht übermäßig viel für dich, wenn ich einmal die Augen zumache. Aber wie ich dich kenne, hoffe ich, daß du dich nicht eigennützig zeigen wirst, wenn es sich um deinen alten Vater handelt.“

„Ich hoffe, du denkst nicht, daß ich dir im Wege sein würde, über dein Eigentum zu verfügen, wie es dir gut scheint, Pabbi. Wenn ich dich recht verstehe, denkst du daran, dich wieder zu verheiraten.“

„Allerdings denke ich daran, Geiri. Und ich wußte ja immer, daß du das als ein guter Sohn aufnehmen würdest. Du bist ja immer ein guter, ein außerordentlich guter Sohn gewesen, ein weit besserer Sohn als irgendein anderer junger Mann aus meiner Bekanntschaft.“

Sigurgeir wußte nicht recht, was er aus dieser Lobrede machen sollte; er konnte nicht finden, daß sie in irgendeinem Zusammenhange mit dem gegenwärtigen Thema stünde. In seinen Augen war es ja so selbstverständlich, daß sein Vater sich wieder verheiratete, wenn er Lust und Gelegenheit dazu hatte, daß er kein Wort darüber zu verlieren brauchte. Er seinerseits war jetzt so selbständig, daß die Heirat seines Vaters keinen wesentlichen Einfluß auf sein ferneres Leben haben konnte. Und seine Mutter hatte er in so frühen Jahren verloren, daß die Erinnerung an sie bei dieser Frage wenig oder gar nicht in Betracht kam. Und

selbst wenn der Entschluß seines Vaters sein Gefühl diesmal ein wenig verletzte, so hatte er doch sicherlich kein Recht, ihm bei einem Vorhaben hinderlich zu sein, dessen Verwirklichung ihn zufrieden und glücklich machen konnte, selbst wenn es in seiner Macht gestanden hätte. Darum traf seine Seele wie ein Pfeil der Verdacht, daß etwas anderes und Schlimmeres dahinter stecken könnte.

„Wer ist es denn?" fragte er.

„Es ist — es ist ein Frauenzimmer, an dem du hoffentlich nichts auszusetzen hast, wenn es auch arm ist. Es ist — nun es ist Solveig, die bei uns im Hause ist," sagte Sveinbjörn. Es war, als ob er die letzten Worte dieses Bekenntnisses mit aller Gewalt aus seinen Lippen hervorstieße.

Sigurgeir war so bestürzt über diese Auskunft, daß er fühlte, wie er erbleichte. Aber sein Vater merkte das nicht, weil er während der ganzen Unterredung seinen Sohn nicht ansah.

„Hast du schon mit ihr gesprochen?" sagte Sigurgeir nach einer kleinen Pause.

„Nein, nein, ich habe ihr noch gar nichts gesagt. Ich glaubte, die Wahrheit zu sagen, ich müßte dir die Sache zuerst mitteilen, weil du der einzige bist, der dadurch betroffen wird. Und ich hoffe, daß du mit niemand darüber sprichst, auch nicht mit Solveig; ich möchte nicht, daß sie es vorher erführe, wie du dir wohl denken kannst."

Sigurgeir war nun so unruhig geworden, daß er sich nicht zutraute die Unterredung fortzusetzen. Er konnte nicht einmal ruhig sitzen bleiben. Schweigend stand er auf, ging wieder an seine Arbeit, nahm seine Sense und begann zu mähen.

Sveinbjörn ging geradeswegs nach Hause. Er war auch froh, daß die Unterredung zu Ende war.

Sigurgeir mähte wie wahnsinnig darauf los. Es war, als wollte er seine Aufregung dadurch bemeistern, daß er sich körperlich müde machte. Aber das half nicht viel. Neue heftige, unbezwingliche Gedanken stiegen aus der Tiefe seiner Seele auf, zärtliche und unruhige, Gedanken von Pflicht und Großmut und Grimm und Kampflust und Liebe, wie sie uns so oft in peinlichem Widerstreit quälen und verfolgen, bis zuletzt ein Gefühl sie alle überwindet und verschlingt.

Nun wurde seine Selbstbeherrschung auf eine harte Probe gestellt. Er hatte bisher noch keine Gelegenheit gehabt zu zeigen, wie es damit stand. Nun bot sich eine solche dar, und zwar in der handgreiflichsten Weise. Denn es war doch selbstverständlich, daß er seinem Vater weichen mußte; war es doch seine Pflicht, seinem Vater Freude und Glück, aber nicht Unglück und Leid zu bereiten. Er war ein undankbarer, schlechter Sohn, wenn er für seinen Vater, wo die Gelegenheit sich bot, kein Opfer bringen wollte. Und es war nun einmal sein Schicksal, daß er gerade opfern sollte, was ihm teurer war als das Leben. Er fühlte es deutlicher als je, daß, wenn er sie verlieren müßte, das Leben für ihn nicht nur völlig freudenleer, sondern eine qualvolle Last sein würde.

Aber wie? Hatte er nicht das gleiche Recht auf Lebensglück wie jeder andere Mensch? War es denn seine Pflicht, weil das Schicksal es so wollte, sich platt auf den Boden zu werfen, sich treten, sich geistig mißhandeln zu lassen, kurz das zertrümmern zu lassen, was nun die stärkste, ja die einzige Triebfeder für ihn geworden war, wirklich zum Manne heranzureifen?

Wenigstens hatte Solveig ein Anrecht auf ihn. War er doch sicher, daß sie ihn liebte. Sollte er sich von ihr fortschleichen wie ein verprügelter Hund? War das edel und mannhaft? Müßte er sie nicht verteidigen, für sie kämpfen und alles für sie opfern, für sie, die ihm die Erstlinge ihrer schönsten und reinsten Gefühle gewidmet hatte, für sie, die vielleicht Tag und Nacht an ihn dachte, die ihm vertraute und an ihn glaubte und ihn für den Königssohn hielt, der sie aus der Asche eines einsamen Lebens, aus leiblicher und geistiger Knechtschaft in den Sonnenschein des Lebens führen sollte? Und er dachte daran, wie sie am Tage nach seiner Heimkehr am Fenster gestanden und ihn mit den Worten geweckt hatte:

„So wonnig müßte die Stunde sein,
Wenn erstmals ich grüße die Liebste mein,
Ob je in der Welt ich sie finde?"

Er hatte sie im Frühling seines Lebens gefunden; der Fund war umsonst, zumal wenn er sie in demselben Augenblick im Stich lassen wollte, wo er sich völlig klar geworden war, daß er sie über alles liebe.

Aber wußte er denn, ob sein Vater sie nicht ebenso zärtlich liebte als er selbst? Gesagt hatte er freilich nicht das mindeste davon. Er hatte sich so ausgedrückt, als ob sein einziger Beweggrund wäre, eine Frau zu bekommen, die seinem Hauswesen vorstehen könnte. Aber was hatte das zu bedeuten? Ältere Männer sprechen nicht von ihren Neigungen, am allerwenigsten mit ihren Kindern. Sie genieren sich in diesem Punkte gerade so wie junge Mädchen, weil ihnen so etwas lächerlich vorkommt. Und doch ist es nicht so. Jedermann hat das Recht zu lieben, solange er lieben kann. Und sollten die Gefühle seines Vaters weniger be-

rechtigt sein, weil sein Leben auf die Neige ging? Sollten sie nicht gerade darum um so berechtigter sein, weil das Alter mit all seinen Beschwerden sich nahte? War es nicht ein unerträglicher Gedanke, daß gerade er, der Sohn, die letzten Jahre seines Vaters durch Verdruß und Bitterkeit trüben sollte? Ja, er mußte zurückstehen, jedenfalls mußte er seinen Vater mit Solveig reden lassen, ohne sich einzumischen. Er konnte nichts dafür, wenn Solveig es fertig brachte, ihm einen Korb zu geben. Nein, nein, das war nichts anderes als sich selbst betrügen. Als ob er nicht ganz genau wußte, daß Solveig, wie die Sache einmal stand, nein sagen würde. Er mußte sie auf irgendeine Weise merken lassen, daß er nicht mehr an sie denke.

Nein, nein, das konnte er nicht. Mochte es noch so pietätslos sein, das konnte er nicht.

Er dachte daran, wie freundlich sein Vater noch eben mit ihm gesprochen hatte. Jetzt fand er, daß seine Worte aus offenem, guten Vaterherzen geflossen waren, wenn es ihm vorher auch anders vorgekommen war. Er erinnerte sich, wie sein Vater ihm einmal, als er noch ein kleiner Junge war, auf den Kopf geklopft und gesagt hatte: „Gott segne dich, mein Junge, ich weiß gewiß, daß du mir immer Freude machen wirst.“ Und viele ähnliche Vorfälle, die von der Güte seines Vaters zeugten, traten vor seine Seele. Aber ebenso gedachte er auch der wonnigen Stunden, die er mit Solveig verlebt hatte, und er sah ihr Antlitz, lächelnd und strahlend von Freude und Glück, von Zuversicht, Hoffnung und Liebe.

Und er begann wieder zu mähen, gerade als ob es ums Leben ginge, als ob das grüne, weiche Gras ringsum zu Erinnerungen geworden wäre, die er be-

kämpfen mußte, zu Erinnerungen, die um seine Seele stritten und sie zerrissen, so lieb und wonnig sie auch waren — so lieb wie des Vaters Segen und der Geliebten Lächeln zu sein pflegt.

Da hörte er einen Ruf und sah sich um. Solveig stand oben auf dem Bühl und wollte ihn zum Essen rufen. Sie machte einen Satz und kam in eiligem Laufe zu ihm herab. Sie kam gerade aus der Küche, in leichtem Kleide, die Ärmel aufgestreift, so daß die weichen, weißen Arme bis zum Ellbogen sichtbar waren. Wie es ihn verlangte, sie um seinen Hals zu legen. Wie es ihn verlangte, in heißen Küssen und Umarmungen seiner Liebe und Sehnsucht Luft zu machen. Sie sah ihn mit ihren grauen, schelmischen, liebevollen, lockenden Augen an, und es kam ihm vor, als ob sie ganz dasselbe dächte wie er.

Und nun sollte sie seine Stiefmutter werden! Nicht genug, daß er sie verlieren sollte — nein, auch der leiseste Gedanke an sie sollte zum Frevel werden; denn das wußte er genau, daß er niemals auf andere Weise an sie denken könne als er jetzt tat.

Schweigend ging er an ihrer Seite, es war, als wenn er kein Wort herausbringen könne. Niemals hatte er in ihrer Nähe eine solche Seligkeit empfunden, aber niemals auch solche Pein gefühlt.

Sie sah ihn ein um das andere Mal an und begriff nicht, weshalb er so verändert war. War er krank oder verstimmt?

„Fehlt dir etwas?“ fragte sie zuletzt.

„Nein, mir fehlt nichts,“ erwiderte er.

Wie unerträglich war es nach allen Bekenntnissen, die sie sich schon gemacht hatten, ihr nun verbergen zu müssen, was ihn am meisten bewegte.

Sie fragte ihn jetzt nicht mehr, sah ihn aber von Zeit zu Zeit an, bis sie nach Hause kamen. Sie hatte sich diesen Gang auf die Wiese so vergnüglich gedacht, und nun war es ganz anders gekommen. Von Stund an war ihr die ganze Welt verleidet, wie es jungen Mädchen zu gehen pflegt, wenn ihnen eine Hoffnung zu Wasser geworden ist.

Er sprach während des Essens kein Wort, blieb auch nicht lange bei Tisch; denn er konnte kaum einen Bissen hinunterbringen. So ging er denn sogleich wieder auf die Wiese.

Solveig eilte ihm nach in der Hoffnung, er würde ihr ein Wort sagen. Aber er ging schweigend fort, und sie schaute ihm nach, bis er ihr aus den Augen entschwunden war.

Was war ihm nur zugestoßen?

Er fing wieder an zu mähen, aber nicht so ungestüm wie vorhin. Er war müde, müde an Körper und Seele. Aber er hatte keine Ruhe. Immer dieselben Gedanken, dieselbe Qual, dieselbe Ratlosigkeit.

Aber als er am Abend heimgekommen war und nach dem Abendessen — er hatte nur so getan, als ob er äße — sich in sein Schlafzimmer begab, wartete Solveig in der guten Stube auf ihn, in derselben Stube, in der sie gewesen war, als sie ihn vor einigen Wochen geweckt hatte.

Es dunkelte schon, aber der Mond schien ins Fenster. Und da stand sie nun im Schimmer des Mondes, hochgewachsen und schlank, bleich und schön.

„Willst du es mir nicht sagen, Sigurgeir?“ sagte sie, und ihre Stimme zitterte wie das Mondlicht zittert und die Liebe, wenn sie etwas fürchtet, was sie selbst nicht weiß.

Warum es ihr nicht sagen? Warum nicht dieser Qual mit einem Male ein Ende machen? Nein, nein! Das war soviel als seinem Vater, der nichts Böses ahnte, hinterrücks einen Schlag versetzen.

„Ich kann es dir jetzt nicht sagen, Solveig, jetzt nicht, du wirst es bald genug zu wissen bekommen — zweifle nicht daran."

Und dann eilte er in sein Schlafzimmer und schloß die Tür hinter sich zu. Er fürchtete, er würde die Herrschaft über sich verlieren, wenn er länger mit ihr zusammen bliebe. Er hatte ihr schon zuviel gesagt.

Nun warf er sich aufs Bett und verlangte zu schlafen. Wenn er nur schlafen und sich selbst und das Leben vergessen könnte, bis sich ein Ausweg zeigte, bis irgendein Rat gefunden wäre! Aber er konnte nicht schlafen, so müde er auch war. Er warf sich von einer Seite auf die andere, fand jedoch keine Ruhe.

Eins war gewiß, es konnte nicht so weiter gehen. Er konnte nicht ewig in unterwürfigem Schweigen verharren und Solveig dabei täglich vor Augen haben. War es nicht das beste, sich morgen in der Frühe auf den Weg zu machen und weit, weit fortzuziehen, wohin sie niemals kommen würde? Und dabei erinnerte er sich eines zugelaufenen Hundes, der sich, als er noch ein Kind war, eine Zeitlang in Groß-Hvammur herumgetrieben hatte. Man hatte ihn dort nicht haben wollen und ihm einen Knochen an den Schwanz gebunden. Es stand ihm noch deutlich vor der Seele, wie der Hund ratlos und beschämt eiligst das Weite gesucht hatte. Wie ähnlich war er jetzt diesem Hunde! Er hatte sich eine Last aufladen lassen, die er jetzt nicht abschütteln konnte, und nun wollte er damit in die weite Welt hinaus. Daran mußte er lange

denken — wenigstens war es ihm so, als ob er lange daran dächte. Und je länger er daran dachte, desto jämmerlicher, feiger, hündischer kam er sich vor.

Es war schon tief in der Nacht, als er endlich zu einem Entschluß kam. Er nahm sich vor, der Sache morgen ein Ende zu machen und seinem Vater zu sagen, wie es mit ihm stünde. Vielleicht konnte noch alles gut werden; wußte er doch nicht einmal, ob sein Vater schon irgend etwas mit Solveig abgemacht hatte. Und würde er seinem Sohne nicht sicherlich weichen, wenn er die ganze Sache erführe? Wollte er sich nicht dazu verstehen, dann mochte die Sache in Gottes Namen ihren Lauf nehmen. Er selbst konnte nicht mehr zurück. Konnte sich nicht feige davon schleichen, konnte sich nicht einen Knüppel ans Bein binden lassen, konnte sich nicht selbst zum Hunde erniedrigen. Und als er diesen Entschluß gefaßt hatte, kam einige Ruhe in seine Seele, und die Müdigkeit überwältigte die Aufregung.

Am nächsten Morgen wurde er wie gewöhnlich geweckt, indem ihm der Kaffee ans Bett gebracht wurde. Dann stand er sofort auf und fragte nach seinem Vater. Da er erfuhr, daß er noch im Bett sei, beschloß er nicht eher auf die Wiese zu gehen, als bis er ihn gesprochen hätte. So wartete er mit großer Ungeduld. Er dachte nicht darüber nach, welche Worte er wählen sollte, um sein Anliegen vorzubringen, er dachte einzig und allein an den Erfolg.

Es währte lange, bis Sveinbjörn auf den Beinen war und seinen Sohn in der Stube traf. Er machte ein ziemlich erstauntes Gesicht.

„So, du bist noch nicht fort?“ sagte er; „na das ist recht, daß du dich nicht vor Tau und Tage ab-

plagen willst. Du weißt, ich sehe es nicht gerne, wenn du mehr arbeitest als du gerade magst."

„Ich habe hier auf dich gewartet, Pabbi. Ich muß endlich mit dir reden, ich kann es nicht länger verschieben. Es ist wegen Solveig. Ich kann es nicht — kann es ums Leben nicht."

„Was kannst du nicht?"

„Ich kann nicht daran denken, Vater, daß sie dein, daß sie eines andern Weib werden soll. Ich habe sie selbst so lieb. Ich denke an nichts anderes als sie, habe an nichts Freude, wenn sie nicht dabei ist. Du wirst nicht Ernst machen mit dem, was du mir gestern gesagt hast. Nicht wahr, du tust es nicht, wenn du weißt, wie schrecklich mir das wäre, ich kann dir nicht beschreiben, wie schrecklich. Ich will dir alles zuliebe tun, wenn du sie mir läßsest."

„Du hast also dies alles schon Solveig gesagt?"

„Nein, ich hab's ihr noch nicht gesagt, aber ich bin überzeugt, daß sie es weiß. Und ich bin sicher, daß sie mich ebenso liebt wie ich sie. Du siehst also, daß, wenn du auf deinem Willen bestehst, nichts als Unglück und Elend dabei herauskommen kann."

Sveinbjörn glaubte, daß sein Sohn ihm offen Trotz bieten wollte. Das hatte bisher noch niemand gewagt, und er wollte nicht, daß sein Sohn der erste wäre, der es versuchte. Es fehlte noch gar, daß der Junge über die voraussichtliche Niederlage seines Vaters triumphierte. So redete er sich selbst ein, daß er Sigurgeirs Bitte gerne Gehör gegeben haben würde, wenn dieser ihm nicht so dreist entgegengetreten wäre. Aber da es nun einmal so weit gekommen war, wollte er doch sehen, wer von beiden das Spiel gewinnen würde. Er schwieg eine kurze Weile und antwortete dann.

„Das hätte ich dir nicht zugetraut, Sigurgeir,“ sagte er ruhig, aber es war doch ein deutlicher Ton des Ärgers in seiner Stimme, der um so stärker wurde, je mehr er sich in Eifer und Unwillen hineinredete. „Ich schwöre es, ich hätte es dir nicht zugetraut, auch wenn ich es von andern gehört hätte. Kennst du die Geschichte, die der weise Nathan dem König David erzählte? Ach nein, du bist ja deinem Christentum entwachsen, wie andere junge Leute heutzutage. Es waren einmal zwei Männer, der eine reich und der andere arm. Der Arme hatte nichts als ein Lamm, welches er liebte wie seine Kinder, der Reiche hatte Geld und Gut und lebte im Überfluß. Aber als zu dem reichen Mann ein Fremder kam, da stahl er dem Armen das Lamm, um den Gast damit zu bewirten. Das war nicht schön gehandelt, aber der Arme war doch nicht sein Vater, und was er stahl, war doch nur ein Lamm. Du bist jetzt der Reiche, Sigurgeir, du bist jung, dir lächelt das Leben, und ich darf wohl sagen, daß du unter allen Mädchen im Lande die Wahl hast. Ich bin der Arme, ich bin zu Jahren gekommen und habe nichts anderes vor mir als das Greisenalter, den Tod und das Grab. Und doch raubst du mir altem Mann das eine, was mir noch Freude machen könnte, raubst es und glaubst noch ein guter Sohn zu sein.“

„Das ist ein ganz unzutreffender Vergleich,“ erwiderte Sigurgeir mit dunkelrotem Gesicht. „Ich habe dir nichts geraubt, weil du an Solveig nicht das mindeste Anrecht hast und auch nicht haben wirst. Mein ist sie, seit wir uns im Sommer gesehen haben, und gelingt es dir oder andern uns zu trennen — dann — dann bin ich es, dem Unrecht geschieht.“

„Dann bin ich es wohl, der dich beraubt. So machst du deinen Vater zum Lügner und zum Dieb zugleich. Eine schöne Zusammenstellung. Aber wir wollen jetzt nicht weiter darüber reden, jedes Wort, das du in dieser Gemütsverfassung sprichst, ist sündlich und frevelhaft."

Und alsbald verließ Sveinbjörn das Zimmer. Sigurgeir blieb, außer sich über den Vorgang, zurück. Nach seinem harten Gewissenskampf war er mit Peitschenhieben ohne Mitleid und Erbarmen fortgejagt. Kein Wort der Entschuldigung, des Bedauerns, der herzlichen Teilnahme. Nichts als Keulenschläge, Schlag auf Schlag. Keine weitere Wahl als zu kämpfen. Nun gut, er war begierig zu sehen, wer von beiden den Sieg davon tragen würde.

Mehr als zwanzig Jahre hatte sein Vater für ihn nur freundliche Worte gehabt und ihm nichts als Gutes getan. Nun waren all die liebevollen Worte und Taten vergessen, verschlungen von den Wogen der schweren Worte, die in ein und zwei Minuten in Aufregung und Übereilung gesprochen waren.

Ja jetzt wollte er Solveig unverzüglich aufsuchen — es hatte keinen Zweck mehr zu warten — ihr seine Liebe erklären, sich ihr Jawort holen und so aller Welt kundtun, daß sie seine Braut sei. Er wollte doch sehen, was sein Vater dann machen würde. Und er war neugierig, den Mann sehen, der sie ihm entreißen wollte, wenn es so weit gekommen war. Weshalb hatte er auch so lange gezögert? Hätte er schon gestern gesprochen, so wären alle diese Wirren vermieden worden.

Aber was wußte er denn eigentlich davon, wie sie über die Sache dachte? Wie standen sie denn

eigentlich zueinander? Sie waren schnell miteinander bekannt geworden, hatten sich ausgezeichnet miteinander vertragen, hatten sich einander mehr gesagt als sie anderen zu sagen pflegten, das heißt, er hatte ihr mehr gesagt als er anderen zu sagen pflegte. Er hatte stets eine unsägliche Wonne gefühlt, wenn sie in seiner Nähe war; er hatte stets gemeint, die Sonne verfinstere sich, wenn sie sich trennten. Aber was wußte er von ihr? Wußte er, ob es nicht ihre Natur war, offenherzig und mitteilsam gegen alle Männer zu sein, mit denen sie sich sonst gerne unterhielt? Allerdings, sie hatte ihn manchmal mit solchen Augen angesehen, daß er fühlte, wie sein Blut zu sieden begann. Aber es war doch nichts Ungewöhnliches, daß ein Mädchen einen Mann freundlich ansah, ohne daß sie gleich die Absicht hatte, sein Weib zu werden. War es nicht lächerlich zu glauben, daß sie in ihn verliebt sei? Sie hatte wenigstens nie etwas gesagt, was darauf hindeutete, hatte kein einziges Wort gesprochen, das so ausgelegt werden konnte. Und was hatte er ihr zu bieten, was sie hätte verlocken können? Er konnte sich nicht rühmen begütert zu sein. Sein Vater hatte ihm erst gestern gesagt, daß sein mütterliches Erbe so gut wie verbraucht sei. Und auf die Hilfe seines Vaters durfte er nicht rechnen, wenn er diese Heirat im Sinne hatte. War es nicht, wenn er sich die Sache ruhig überlegte, für ein armes Mädchen, das blutarme Eltern hatte, viel verlockender, sich in Groß-Hvammur einzuheiraten als sich an einen Habenichts, wie er war, zu binden und Jahr für Jahr zu warten, oder mit ihm in Armut und Elend wer weiß wohin zu wandern? Wußte er, ob Solveig nicht daran gedacht hatte, seine Stiefmutter zu werden, seit sie in Groß-

Hvammur war? Ob sie nicht so ungemein freundlich gerade darum gewesen war, weil sie seine Stiefmutter werden wollte?

Anfangs waren diese Gedanken nicht viel mehr als unklare, verschwommene Phantasiebilder. Aber er quälte sich mit ihnen, bis er es nicht mehr aushalten konnte, ja, sie wuchsen wie eine Lawine. Die Ungewißheit wurde immer stärker, seine Angst immer unbezwinglicher. Er mußte mit Solveig sprechen.

Er ging, um sie zu suchen. Da hörte er, sie sei oben auf dem Boden, sein Vater hätte sie gerufen und sie hätten sich in einem Zimmer eingeschlossen. —

Solveig hatte eine ebenso schlaflose Nacht wie Sigurgeir gehabt. Es war ihr nicht entgangen, daß er gestern über etwas brütete; sie konnte aber nicht erraten, was das war. Was konnte es nur sein? Weshalb sollte sie es nicht wissen? Es ist immer hart für Weiber, zu fragen und keine Antwort zu bekommen, auch wenn sie die Sache nichts angeht. Aber dies ging sie etwas an. Alles, was Sigurgeir betrübte, ging sie an. Ja, es war zweifellos, daß dies gerade sie selbst betraf — sie war fest überzeugt davon. Sigurgeir hatte es ihr am vorigen Abend beinahe verraten, als er ihr gute Nacht sagte. Was konnte es nur sein? Hätte Sigurgeir seinem Vater das gesagt, was er, wie sie hoffte, ihr selbst sagen würde, und hatte sein Vater es ihm rundweg abgeschlagen? Es ließ sich denken, daß sie ihm für seinen Sohn zu arm war. Aber es war nicht das. Sigurgeir war kein solcher Schwächling, bei so etwas gleich den Mut zu verlieren. Es war etwas anderes. Was konnte es nur sein?

Lange hatte sie während der Nacht darüber nachgesonnen. Und als Sveinbjörn sie am Morgen rief,

glaubte sie, nun stehe die Lösung des Rätsels bevor, und war im höchsten Grade gespannt darauf. Was konnte es nur sein?

Sveinbjörn war augenscheinlich in großer Aufregung. Auf seinem Gesicht zeigten sich rote Flecke, und seine Hände zitterten so, daß er den Schlüssel kaum fest genug halten konnte, um aufzuschließen. Ebenso deutlich war es, daß er dies zu verbergen und möglichst ruhig zu scheinen suchte.

„Ich will keine lange Vorrede machen, Solveig," begann Sveinbjörn, „sondern gleich zur Sache kommen. Ich bin so alt geworden, daß ich eine Stütze auf meinem Wege brauche, wenn ich nicht straucheln will. Geradeheraus gesagt, als du im Frühjahr hierher kamst, habe ich gedacht, du brauchtest nicht wieder von hier fortzuziehen."

Dann machte er eine kurze Pause. Solveig wurde heiß ums Herz. Sie glaubte, Sveinbjörn wollte nun das Anliegen seines Sohnes zur Sprache bringen. Aber warum in aller Welt schob Sigurgeir seinen Vater vor? War es möglich, daß er nicht das Herz hatte, sich selbst auszusprechen?

„Und der einfachste Weg dazu ist natürlich, daß du meine Frau wirst," setzte Sveinbjörn hinzu.

Solveig traute ihren Ohren nicht. Sie sah Sveinbjörn an, wie der Kobold die Sonne. Sie meinte, sie hätte sich verhört.

„Daß ich was werde?" fragte sie dann plötzlich.

„Meine Frau," sagte Sveinbjörn zögernd und fast verlegen, denn er glaubte in ihrer Stimme ein Nein zu hören.

„Ist das dein Ernst, Sveinbjörn?"

„Allerdings ist es mein Ernst," antwortete er unwirsch. „Bin ich denn so ein Windbeutel, daß du glauben könntest, ich wollte nur Spaß machen?"

Also war es wirklich Ernst. Solveig hätte beinahe laut gelacht. Es kam ihr so komisch vor, wie sie ihn mißverstanden hatte, und die Werbung selbst war so überaus belustigend. Sie antwortete jedoch höflich: „Daraus kann nichts werden."

„Überlege dir, was du sprichst, Solveig; alle Welt wird sagen, daß du dein Glück mit Füßen trittst, wenn du nein sagst. Auch dein Vater würde schwerlich damit einverstanden sein. Ich werde das meinige tun, daß du antwortest, wie ich es wünsche. Übereile dich nicht, besinne dich."

„Ich brauche mich nicht zu besinnen, und ich hoffe, du wirst es mir nicht übelnehmen. Es geht nicht — nun und nimmermehr."

„Warum nicht? Wenn es Sigurgeirs wegen ist, so kannst du überzeugt sein, daß daraus nun und nimmer etwas wird. Ist es seinetwegen?"

„Ich bin keine Sklavin," erwiderte Solveig — und ihre Stimme klang beinahe trotzig — „und brauche darüber keine Auskunft zu geben. Es ist genug, wenn du weißt, daß das, worauf du es abgesehen hast, niemals geschehen wird. Was auch kommen möge, es hat keinen Zweck davon zu reden."

Dann schloß sie die Tür auf und eilte die Treppe herunter. Sveinbjörn folgte ihr auf dem Fuße und verließ dann schleunigst das Haus. Sein Reitpferd weidete gerade auf dem Grashof. Sveinbjörn ging stracks darauf zu, löste die Fessel, führte es vors Haus und sattelte es. Dann ging er hinein, um die Kleider zu wechseln.

„Ich reite zur Stadt,“ sagte er zu Solveig, als er reisefertig wieder erschien; „ich denke, ich komme auch nach Holt. Soll ich deinen Eltern nichts ausrichten?“

„Nein, nur einen schönen Gruß.“

„Ich komme morgen abend, so Gott will, zurück,“ sagte Sveinbjörn dann, grüßte Solveig freundschaftlich und sprengte davon.

Solveig begegnete Sigurgeir auf dem Hausflur, und er bat sie, mit ihm ins Zimmer zu kommen.

„Was wollte Vater von dir?“ fragte er, als sie drinnen waren.

„Was meinst du wohl?“ erwiderte sie lächelnd. Noch kam ihr die Sache lächerlich vor.

„Um dich anhalten,“ sagte Sigurgeir.

„Woher weißt du das?“

„Und was hast du geantwortet?“

„Ja, was meinst du, daß ich geantwortet habe? Ich denke, du möchtest mich nicht — ich meine nicht zur Stiefmutter haben, und da —“

Er zog sie an sich und schloß sie in seine Arme, und sie umschlang mit ihren Armen seinen Hals.

Eine gute Weile später gingen sie beide an ihre Arbeit, leichten Sinnes und froh, wie es jungen Brautleuten geziemt. Das Leben erglänzte ihnen, wie ein heiterer Sommertag, und in all dem Sonnenschein waren nur sie allein.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und da war Solveig ganz anders zumute. Sie erinnerte sich, daß Sveinbjörn gesagt hatte, er habe die Absicht auch in Holt vorzusprechen. Das erfüllte sie mit Unbehagen, Zweifel und Angst. Sie konnte sich nicht denken, daß

es ein Mittel, eine Möglichkeit gäbe, sie auseinander zu bringen; denn sie zweifelte nicht im mindesten daran, daß Sigurgeir fest bleiben würde. Trotzdem fürchtete sie — sie wußte nicht was. Ihr war recht trüb zumute, und sie sah ringsum sich drohende Gespenster.

Die Hausleute waren alle in der Kirche, nur sie und Sigurgeir waren zu Hause geblieben. Als alle fort waren, setzten sie sich ins Wohnzimmer. Aber die Unterhaltung fiel ihnen schwer. Solveig war so bedrückt und sorgenvoll, daß Sigurgeir nicht wußte, was er davon denken sollte. Warum konnte ihr erstes Zusammensein nach der Verlobung nicht ebenso froh und heiter sein, wie ihr Verkehr sonst immer gewesen war? Er fand das unnatürlich und ganz anders als er zu hoffen berechtigt war. Jeder Neuverlobte wünscht, daß seine Liebste lustig und vergnügt sei. Auch wenn ihr etwas gegen den Strich geht, muß sie doch, meint er, aus Freude, ihm anzugehören, alles Widerwärtige von sich abschütteln. Und bei ihnen hatte sich seit gestern nichts Neues zugetragen. So bat er sie denn aus lauter Verlegenheit, sie möchte ihm etwas vorsingen. Sie meinte zuerst, sie könnte keinen Ton herausbringen; aber kurz darauf stimmte sie folgendes Lied an:

Ich suchte sie auf am Sommertag,
  am Himmel stand leuchtend die Sonne,
Da sang mir die tanzende Woge ein Lied,
  ein Lied voller Hoffnung und Wonne.
Nun decket schon lange das Eis den Sund,
Getrennt ist der selige Liebesbund;
Allein auf das Meer ich mich wage
Am eisigen Wintertage.

Wann werde ich finden ein fernes Land,
wo werde ich Irrender bleiben?
Ich fahre dahin durch das Wogengebraus
und lasse vom Winde mich treiben.
Der Nebel ist kalt und der Sturm erwacht
Und heult durch die schaurige Winternacht.
Wohin? — Wer kann es mir sagen? —
In den eisigen Wintertagen?

Und der Nordwind braust und der Steuermann schaut
besorgt in die schäumenden Wellen,
Der Wind und die Woge, ein finsteres Paar,
zum dauernden Tanz sich gesellen.
So traurig klinget der Wellen Gesang,
Wenn die Tage so kurz und die Nächte so lang;
Gott lasse mich nimmer verzagen
In den eisigen Wintertagen.

„Wie trübsinnig ist das Lied, das du eben gesungen hast," sagte Sigurgeir lächelnd, wiewohl ihm gar nicht lächerlich zumute war, da ihn das Lied verstimmt hatte. Er konnte nicht umhin, es mit dem zu vergleichen, welches sie ihm am Tage nach seiner Rückkehr gesungen hatte, und es tat ihm weh, daß ihr Brautstand so trübselig anfangen sollte.

„Wer hat dich diese Lieder gelehrt?"

„Meine Mutter, von ihr habe ich alles gelernt, was ich kann."

Dann schwieg sie eine Weile.

„Gott helfe uns, Sigurgeir, wenn der Sund geschlossen sein sollte," sagte sie dann.

In demselben Augenblick kam jemand über den Vorplatz geritten, und sie sahen aus dem Fenster. Es war ihr Vater, der gekommen war.

Sveinbjörn war, wie er beabsichtigt hatte, nach Holt gekommen und hatte mit Olaf eine Unterredung

gehabt. Als sie im Zimmer saßen, begann Sveinbjörn das Gespräch, indem er Olaf auseinander setzte, wie leid es ihm tue, daß er in die Lage gekommen sei, die Kleinigkeit, die Olaf ihm schulde, zurückfordern zu müssen.

Olaf bekam keinen geringen Schreck. „Das eine Kleinigkeit,“ murmelte er.

„Ja freilich, es ist schon eine ziemliche Summe geworden,“ sagte Sveinbjörn, „darum kann ich es erst recht nicht so weitergehen lassen.“

„Du weißt doch, Sveinbjörn, daß ich keinem etwas schuldig bin als dir, und daß du die Hand auf alles legen kannst, was ich habe, wenn es dir beliebt. Und du weißt auch, daß ich mich redlich bemühe, die Zinsen von der Schuld zusammenzukratzen.“

„Ja, aber du weißt auch, daß es sich auffsummt und mit jedem Jahre mehr wird. Ich muß allmählich auch ein bißchen an mich denken. Es steht in gar keinem Verhältnis zu dem, was ich bei andern stehen habe.“

„Du erinnerst dich doch wohl, daß du zu mir gesagt hast, du wolltest mich nicht drängen, solange ich mir Mühe gäbe meinen Verpflichtungen nachzukommen und sonst nichts dazwischen käme. Du kannst nicht anders sagen, als daß ich mich nach Kräften bemüht habe. Wie hoch sich auch meine Schuld belaufen mag, verloren hast du noch nichts bei mir, Sveinbjörn. Und du weißt auch, daß ich dir niemals im Wege gewesen bin, wenn du in Gemeindeangelegenheiten etwas durchsetzen wolltest.“

„Ich kann es nicht zugeben, lieber Olaf, daß ich durch irgendwelche Abmachungen — auf keinen Fall durch gesetzliche Bestimmungen — verpflichtet bin, unsere

Rechnung bis in alle Ewigkeit laufen zu lassen. Das siehst du doch wohl selbst ein, einmal muß es doch zur Rückzahlung kommen."

„Aber du weißt, daß ich die Schuld nicht tilgen kann, solange meine Kinder noch klein sind. Ebensogut kannst du mich gleich ins Armenhaus bringen. Wir sind zwanzig Jahre gute Freunde gewesen; darum glaube ich einstweilen nicht, daß es dies ist, was du vorhast. Was ist es nur? Du hast etwas im Sinn, was du noch nicht ausgesprochen hast. Was ist es, was du von mir verlangst?"

„Was ich von dir verlange? Du denkst doch nicht, ich will dich zwingen etwas Unrechtes zu tun? nein, du bist natürlich bei allem, was du tust, dein eigener Herr und durchaus nicht von mir abhängig. Ich weiß, daß es dir in deiner Lage schwer fällt zu zahlen, und ich habe reiflich darüber nachgedacht, was geschehen könnte, damit uns beiden geholfen werde. Da bin ich auf einen Gedanken gekommen, dessen Verwirklichung mich zufriedenstellen würde. Aber ich weiß nicht, was du dazu meinst, hoffentlich siehst du ein, daß ich dich vollkommen frei entscheiden lasse."

Olaf nickte eifrig mit dem Kopfe und sah Sveinbjörn unverwandt an.

Nach kurzer Unterbrechung fuhr dieser fort: „Mein Gedanke ist, dir anzubieten, daß ich Solveig zu mir nehmen, mit andern Worten, daß ich sie heiraten will, am liebsten im Spätjahr. Wenn sich das machen ließe, würde ich dich, wie du dir wohl denken kannst, solange wir beide leben, nicht in die Klemme kommen lassen. Aber für den Fall, daß nichts daraus werden könnte, habe ich mir vorgenommen, eine gründliche Veränderung in meinen Verhältnissen zu treffen. Ich habe

es satt, in derselben Weise wie bisher weiter zu wirtschaften. Ich werde dann wohl meine Wirtschaft ganz aufgeben und außer Landes ziehen — obwohl die Sache natürlich noch nicht entschieden ist. Aber wozu ich mich auch entschließe, jedenfalls muß ich dann mein ganzes Vermögen in der Hand haben. Ich bin dann gezwungen, mit allen meinen Schuldnern bis zum äußersten zu gehen. Aber ich wiederhole, daß du dein eigener Herr bist — ich will keine Nötigung, keinen Zwang. Was meinst du zu meinem Vorschlag?"

„Du kannst dir wohl denken, daß er mir gefällt, wenn er sich ausführen läßt. Aber — hast du schon mit Veiga gesprochen? Sie hat doch das meiste dabei zu sagen."

„Ich denke, sie weiß Bescheid."

„Und was meint sie dazu?"

„Sie wollte — ja sie wollte eigentlich nicht viel davon wissen. Aber sie will sich natürlich erst mit euch, ihren Eltern, beraten. Ich lege also die Sache ganz in deine Hand, Olaf. Morgen abend komme ich nach Hause, und es würde mir lieb sein, dann zu wissen, woran ich bin. Ganz wie ihr es ausmachen werdet. Natürlich liegt mir die Sache sehr am Herzen, aber ich will keine Nötigung — du verstehst mich — keinen Zwang."

Dann brach Sveinbjörn eilends auf, und Olaf ging zu seiner Frau. Er seufzte, indem er sich neben sie auf das Bett setzte.

„Geht es dir heute nicht gut, lieber Mann? Du scheinst über die Maßen angegriffen zu sein."

Nein, er fühlte sich nicht schlechter als sonst; er hatte sich sogar ein bißchen ausgeruht, weil ein Gast gekommen war.

Ja, sie hatte gehört, daß Sveinbjörn von Groß-Hvammur da gewesen war. „Hatte er ein besonderes Anliegen?“

„Man kann kaum sagen, daß er ohne besondere Veranlassung gekommen ist. Er wollte um die Hand unserer Tochter anhalten.“

„Gott behüte mich — um Solveig?“

„Ja, und ich denke mich morgen auf den Weg zu machen, um die Sache mit ihr zu besprechen.“

„Hat er sich denn nicht selbst erklärt?“

„Ja, ich denke wohl, aber sie sind noch nicht einig geworden.“

„Weswegen läßt du die Sache denn nicht gehen? Es geht doch sie am meisten an. Sie wird doch am besten wissen, was sie will. Warum willst du dich denn einmischen?“

„Sveinbjörn wünschte, ich möchte mit ihr reden. Ich sehe auch voraus, daß es für uns kein Glück wäre, wenn aus der Sache nichts würde.“

„Es ist doch nicht so weit mit uns gekommen, Olaf,“ sagte sie, indem sie seinen Arm ergriff, „daß wir unser Kind verkaufen müßten — daß wir Veiga verkaufen müßten, um nicht ins Armenhaus zu kommen? Tu mir die Liebe und bleib — bleib und mische dich nicht ein. Sveinbjörn kann seine Sache selbst bei ihr führen, und Veiga für sich selbst antworten.“

„Hilft nichts, mein gutes Weib, ich muß hin und sie sprechen. Sveinbjörn besteht auf seinem Kopf, wenn er es auch nicht deutlich sagt. Es wäre unverantwortlich von mir, wenn ich sie nicht darüber aufklärte, daß sie gut täte — daß unser Wohl und Wehe von ihrer Antwort abhängt.“

„Gütiger Gott, welch ein Jammer ist es arm zu sein! Gütiger Gott, gütiger Gott," sagte sie, blickte nach oben und verhüllte ihr Gesicht mit der Bettdecke.

* *
*

Sigurgeir und Solveig eilten aus dem Hause, um Olaf zu begrüßen, als sie ihn in den Vorhof einreiten sahen. Olaf bemerkte, daß er ein paar Worte unter vier Augen mit Solveig sprechen möchte. Sigurgeir blieb also draußen, während Vater und Tochter ins Zimmer gingen und sich an den Tisch setzten.

„Ich weiß, warum du gekommen bist, Pabbi. Sveinbjörn hat dich gestern besucht."

„Ja, er hat mich gestern besucht. Er hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt. Ist es dir ganz unmöglich?"

„Ja, ich habe es Sveinbjörn selbst gesagt, daß er nicht daran zu denken braucht, und zwar so deutlich als ich nur kann."

„Du hast ihn also ohne weiteres abgewiesen? Natürlich, du kannst ja tun, was du willst — aber war es dir ganz unmöglich, dich anders zu besinnen? Es hätte für uns alle — für uns daheim — viel zu bedeuten, wenn du dich anders entschließen könntest."

„Das ist ganz unmöglich, Pabbi — aus dem einfachen Grunde, weil ich mit einem andern verlobt bin — nämlich mit Sigurgeir."

„Gott sei uns gnädig! Verlobt mit Sigurgeir! Weiß Sveinbjörn das?"

„Das ist erst gestern geschehen, als er schon fort war. Aber er hat jedenfalls eine Ahnung davon; denn Sigurgeir hat ihm kurz vorher gesagt, wie ihm ums Herz ist."

„Und doch besteht er darauf, besteht darauf mit aller Gewalt. Du weißt nicht, wie fest er sich das in den Kopf gesetzt hat. Er will uns ins Armenhaus bringen, Veiga, wenn du nicht nachgibst. Der ganze Kram in Holt, Haus und Hof und die paar Pfennige, die ich habe — alles gehört ihm. Er nimmt alles. Du verstehst, was das sagen will — er will deine Mutter, die Kinder, uns alle ins Armenhaus bringen. Er hat damit gedroht, und ich weiß, er macht seine Drohung wahr. Ich weiß eigentlich nicht, warum ich dir das sage. Es ist wahrscheinlich unrecht, daß ich das tue. Du kannst ja nichts dabei machen. Es fällt mir ja auch gar nicht ein, dich zwingen zu wollen, am wenigsten wenn es so mit dir steht. Aber es ist ja gleich, ob ich es sage oder nicht — du wirst es ja doch binnen kurzem erfahren. Es bleibt ja nicht verborgen, wenn wir ins Armenhaus kommen. Es wird bald ruchbar werden, wenn sie deine Mutter in irgendeinen alten Katen bringen auf Krücken — oder wie sie sie sonst fortschaffen, ich weiß ja nicht, wie sie sie fortschaffen werden."

Solveig schaute ihren Vater, während er so redete, an, als ob sie betäubt wäre. Zuerst konnte sie nicht recht begreifen, was er sagen wollte. Sie hatte wohl davon gehört, daß ihr Vater Sveinbjörn Geld schuldig sei, aber sie hatte keine Ahnung, wie es in Wirklichkeit damit stand. Nun aber, als ihr Vater von Krücken und Fortführung ihrer Mutter sprach, gingen ihr plötzlich die Augen auf. Ihr war, als ob sie das mit leibhaftigen Augen sähe, und dagegen trat alles andere in den Schatten. Solch ein Elend, solch ein Unglück durfte nicht eintreten, was es auch kostete.

„Verstehe ich recht," sagte sie so ruhig, daß sie selbst darüber verwundert war, „daß es kein anderes Mittel gibt, euch vor dem Armenhause zu retten, als wenn ich Sveinbjörn heirate?"

„Leider nein, ich weiß keinen andern Ausweg, mein Kind. Sveinbjörn wird, so wahr ich hier sitze, auf seinem Schein bestehen. Ich weiß niemand, an den ich mich wenden könnte — du weißt das — wenn ich aus meinem Eigentum käme, könnte ich ja niemand die geringste Sicherheit bieten. Und wenn ich als Bettler auf die Straße gesetzt würde, könnte ich nicht mehr für deine Mutter und die fünf unerwachsenen Kinder arbeiten. Ich habe nur noch wenig Öl auf meiner Lampe. Ich arbeite soviel ich kann, aber ich kann nichts mehr leisten, du glaubst nicht, wie sehr ich fühle, daß ich nichts mehr leisten kann. Denke dir, beim Mähen immer hinter den jungen Burschen zurückbleiben zu müssen, seitdem ich so kurzatmig geworden bin — da unten auf den Moorwiesen — und doch immer noch die leichtesten Stellen zu bekommen. Ich erhalte kaum noch den vollen Tagelohn, wenn ich bei andern arbeite. Noch vor einigen Jahren hätte ich es nimmermehr geglaubt, daß ich jemals so untauglich werden könnte. Und was ist das im Vergleich damit, von Haus und Hof zu müssen — gütiger Gott, zu denken, daß ich ins Armenhaus muß."

„Sei ganz ruhig, Pabbi," sagte Solveig, „du kommst nicht ins Armenhaus. Ich werde Sveinbjörn heiraten. Dann kommt alles zurecht; nicht wahr? Kommt dann wirklich alles zurecht?"

„Nein, ist das dein Ernst, Veiga? Gott segne dich dafür, mein Kind. Ja, dann kommt alles zurecht. Aber um Gottes willen, laß deine Mutter nicht merken,

daß ich versucht habe, einen Druck auf dich auszuüben. Ich hab' es nicht getan, oder doch? Sag ihr, daß du es freiwillig tust. Du tust es freiwillig, nicht wahr? Du tust es, um deinen Eltern und Geschwistern zu helfen, aber du tust es freiwillig, nicht wahr?"

„Freiwillig oder unfreiwillig, ich tue es jedenfalls," sagte Solveig ein bißchen ungeduldig. „Aber du brauchst nicht zu fürchten, Pabbi, daß ich dir die Schuld aufbürde," fügte sie hinzu.

Olaf ahnte, daß seine Tochter, um sich zu sammeln, am liebsten allein bleiben möchte; er hatte ihr auch nichts mehr zu sagen. Er verließ also das Zimmer. Draußen traf er Sigurgeir und begann mit ihm über dies und jenes zu plaudern. Die Sache, derentwegen er gekommen war, berührte keiner von ihnen.

Solveig war auf ihrem Stuhl, ohne sich zu rühren, sitzengeblieben. Nun kreuzte sie die Arme auf dem Tisch, vergrub ihr Gesicht darin und stöhnte laut. Weinen konnte sie nicht und denken ebensowenig. Wie eine schwarze Wolke legte sich die Sorge um ihre Seele, und sie konnte sich im Dunkel nicht zurechtfinden. Dann begann es klar zu werden wie vor einem Sturm.

So war es gekommen, das sollte das Ende ihres Jugendtraumes sein. Sveinbjörn sollte ihr Gatte werden. Wie abscheulich, wie gräßlich, es war gar nicht auszusprechen, wie gräßlich!

Sie dachte an Sagen von Menschen, die trotz ihres Abscheus an Leib und Seele sich zu Unholden gesellen mußten. War sie von bösen Geistern behext? Als ob es nicht besser wäre, von Unholden in Höhlen und Schluchten gebannt zu werden und Weh und Abscheu und Schande vor den Augen der Menschen zu verbergen, als sich mit all dem im hellen Sonnenlichte

herumzuschleppen und Sigurgeir in ihrer Nähe zu haben!

Dann wurde sie etwas ruhiger. Hatte sie sich nicht selbst ihr Schicksal gewählt? Und mußte sie nicht versuchen, sich ihrem eigenen Richterspruch mit Ruhe, Würde und Demut zu unterwerfen?

Ja, sie hatte gewählt, gerade so gewählt wie ein gehetztes Wild, das auf der Flucht an einen Abgrund gelangt ist, und die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten hat: entweder sich in die Tiefe zu stürzen oder sich oben auf der Klippe töten zu lassen. Als ob das noch eine Wahl wäre, wenn sie vor der Aussicht stand, ihre Eltern ins Armenhaus zu treiben, von der bettlägerigen Mutter ihre Kinder zu reißen und sie in Not und Elend zu stoßen, ja, die Mutter selbst vielleicht von ihrem Gatten zu trennen und als Kirchspielarme neben der Tür auf der Diele in der Hütte eines armen Schluckers zu betten, der mit dem geringsten Kostgeld zufrieden wäre. Als ob es möglich wäre zu leben, wenn ihr Gewissen mit dem Gedanken belastet wäre, daß sie ein solches Unglück hätte verhüten können, aber nicht gewollt hätte.

Aber wenn dies nun einmal unvermeidlich war, um ihre Eltern und Geschwister zu retten, war es dann nicht Gottes Wille? Mußte sie sich nicht unter Gottes Willen beugen, nicht so wie sie es tat, mit Trotz und Empörung, sondern mit Demut und Ergebung? Freilich war das hart, aber Gottes Wege sind unerforschlich.

Zum ersten Male packte der Zweifel mit höllischen Klauen ihre Seele, folterte sie und zerriß sie knirschend, wie es mächtige Unholde tun, wenn sie sich im Dunkel der Nacht auf wehrlose Menschen stürzen.

Gottes Wege waren darum nicht besser, weil sie unerforschlich waren. Alles, was gemein und abscheulich und nichtswürdig war, das war nicht gut, mochte auch manchmal etwas Gutes daraus entsprießen. Gottes Amt war es, dafür zu sorgen, daß keine Nichtswürdigkeiten begangen würden. Er durfte sie nicht begünstigen, ja, es war für ihn, den allmächtigen Gott, eine Kleinigkeit, sie zu verhüten. Sie, die doch nur ein sündiges Menschenkind war, würde jegliche Nichtswürdigkeit verhindern, wenn sie die Macht dazu hätte. Und der allmächtige Gott tut das nicht, er, der doch zugleich allgütig ist. War in dieser Lehre ein Sinn? Nein, entweder war Gott nicht allmächtig oder nicht allgütig, oder er existierte überhaupt nicht.

Sie merkte wohl, daß dieser Gedanke gefährlich war. Sie war entweder in der Gewalt eines bösen Dämons, oder sie wurde von einem Etwas beherrscht, das weder gut noch böse war, das nichts anderes als Macht war, wie ein ankerloses und steuerloses Schiffswrack, das im Sturme auf hoher See treibt. Aber gerade in dieser Gefahr fand sie eine gewisse Beruhigung. Sie stählte ihre Widerstandskraft und zog ihre Gedanken ab von dem Greuel.

Und sie sagte das Wort für Wort her, gerade wie ihre Mutter ihr, als sie noch ein kleines Kind war, Wort für Wort vorgesagt hatte, was sie sich fest einprägen sollte: „Entweder ist Gott nicht gütig, oder er ist überhaupt nicht."

Aber Sveinbjörn war — leider Gottes; und sie sollte sein Weib werden. Nun begann sie innerlich zu frieren, und sie mußte an das Wild auf der Felsklippe denken. Ein wildes Tier kann sich wehren, wenn es nicht entkommen kann. Sollte sie nicht imstande

sein Vergeltung zu üben? Wie wollte sie ihn quälen, ihm das Leben vergiften. Wie wollte sie sein Vermögen verschleudern und zugrunde richten, weil er mit ganzer Seele daran hing! Wie wollte sie ihn kränken und demütigen in Gegenwart von andern bei jeder Gelegenheit, wie wollte sie ihn mit Schmähungen überschütten, wenn sie allein wären! Welche Wonne würde es für sie sein, sich in seiner Todesstunde über ihn zu beugen und ihm ins Ohr zu flüstern, daß er ein Schurke sei!

Da ging die Tür auf, und Sigurgeir trat ins Zimmer. Solveig saß aufrecht am Tisch dem Fenster gegenüber, hatte die Arme ausgestreckt auf den Tisch gelegt und ballte die Hände.

Sigurgeir trat heran und sah sie an. Sie sah gänzlich verändert aus. Ihr Gesicht war fast grau, und ihre Wangen schienen eingefallen zu sein. Unverwandt schaute sie nach dem Fenster. So hatte er sie nie gesehen, und der Anblick fiel ihm schwer auf die Seele.

„Solveig," sagte er leise und mit halberstickter Stimme. Sie sah sich nicht um, sondern saß ebenso leblos wie zuvor.

„Solveig, Solveig — was fehlt dir? Bist du krank?" sagte er etwas lauter und umfaßte sie mit der einen Hand.

Da fuhr sie auf und wehrte seine Umarmung ab.

Nun beugte er sich über sie und wollte sie küssen. Aber sie stieß ihn zurück und sagte: „Du darfst mich nicht berühren."

In ihrer Stimme lag kein Unwille, aber auch nicht die mindeste Zärtlichkeit — nichts als eiskalter Ernst.

Sigurgeir fand ihr Betragen immer wunderlicher und unbegreiflicher. War sie gestört oder ganz von Sinnen?

„Warum darf ich das nicht?“ fragte er bestürzt.

Sie schwieg eine Weile und sagte dann: „Weil ich nicht dein Weib, sondern deine Stiefmutter werden soll.“

Dieselbe Kälte, dieselbe Freudlosigkeit, derselbe Ernst in ihrer Stimme. Sie sah sich auch nicht um, sondern schaute nach wie vor aus dem Fenster.

Nun wurde er sprachlos. Es war also wahr, und sie war weder verwirrt noch gänzlich von Sinnen. Der Mißmut, der ihn schon den ganzen Tag bedrückt hatte, wandelte sich jetzt in helle Wut, und die Wut ließ ihm keine Zeit sich zu fassen, sich klar zu werden über den Grund der tiefen Trauer, die doch auf Solveigs Gesicht geschrieben stand. Die Zweifel, mit denen er sich am vorigen Tage gequält hatte, erwachten von neuem noch viel heftiger und wurden im Augenblick zur Überzeugung. Nun glaubte er zu wissen, warum Solveig wieder zu sich gekommen war. Sie hatte sicherlich sofort bereut, sich ihm verlobt zu haben, und war darum schon so merkwürdig kühl gewesen, noch ehe ihr Vater gekommen war. Und der hatte nun zur Bekräftigung ihrer Reue noch den letzten Hammerschlag getan. Es ärgerte ihn ordentlich, daß er kein härteres kränkendes Wort finden konnte, und nur den einen, höhnischen Satz herausbrachte: „Ja, mein Vater ist freilich reicher als ich.“

Nun sah sie sich zum ersten Male um. Ihr Antlitz war wie versteinert. Und sie schaute ihn an, lange, lange, schaute ihm gerade ins Gesicht, als ob es ihr unmöglich wäre ihren Blick auf etwas anderes zu richten. Und nun kam ein Zittern über ihre Lippen.

Dann flossen zwei große Tränen, eine aus jedem Auge, und dann folgte ein Tränenstrom.

Es wurde ihr schwer, vor Weinen zu sprechen, aber sie tat es doch.

„Sage das nicht, sage das nicht, Sigurgeir. Sage das nicht — sage das nicht, mein Geliebter. Es ist so schon genug, willst du mich auch noch beschimpfen? Dein Vater — dein Vater will meine Angehörigen ins Armenhaus bringen, wenn ich ihn nicht heirate. Und das kann ich — kann ich nicht zulassen. Es muß geschehen, wenn ich dich auch verliere, wenn ich auch keinen frohen Tag mehr erlebe, wenn ich auch böse und gottlos werde — er soll sie nicht ins Armenhaus bringen, er darf es nicht. Aber so etwas darfst du nicht sagen, Sigurgeir — ich habe es nicht verdient — es ist sündlich — es ist gottlos."

Dann legte sie die Arme wieder auf den Tisch, begrub ihr Gesicht darin und weinte so heftig, daß ihr Körper zitterte.

Sigurgeir wußte von der Schuld Olafs und begriff sofort, um was es sich handelte. Allerdings machte er sich im ersten Augenblick nicht vollkommen klar, daß er nun Solveig wirklich verlieren müsse. Aber sein Zorn war verflogen so schnell wie eine Seifenblase platzt, und er empfand heftige Gewissensbisse über die Worte, die ihm eben entfallen waren.

Er umfaßte ihre Schulter und wollte sie aufrichten und in seine Arme schließen.

Sie sah ihn an wie im Traum, dann sprang sie heftig auf, machte sich von ihm los und sah ihn wieder an. Dann eilte sie pfeilschnell aus dem Zimmer.

Er ging in den Grashof und schritt dort auf und ab.

Natürlich dachte er an das, was sich eben zugetragen hatte, nicht daran, daß Solveig seine Stiefmutter werden sollte. Er glaubte noch nicht daran, dachte auch nicht daran, sondern an sein eigenes Benehmen. Er erinnerte sich, wie sie ausgesehen hatte, als er zu ihr ins Zimmer trat. Und das erstemal, wo er sie so grambeschwert gesehen hatte — das erstemal, wo er die Gelegenheit hatte, ihr eine Stütze und ein Trost zu sein, hatte er ihr die kränkendsten Worte gesagt, die ihm eingefallen waren, hatte sie, wie sie sich selbst ausgedrückt hatte, geradezu beschimpft. Wie unwürdig, unmännlich und unedel, ja gottlos, wie sie ebenfalls gesagt hatte, war das gewesen!

„Gott vergebe mir,“ sagte er, zuerst ganz in Gedanken, und dann wiederholte er leise mehrmals: „Gott vergebe mir.“

Das war kein Gebet, sondern nur eine gedankenlose Gewohnheit aus der Kinderzeit. Das versetzte ihn mit einem Male in längst vergangene Zeiten. Lange vergessene Begebenheiten zogen in ununterbrochener Folge vor seiner Seele vorüber.

Er erinnerte sich, wie er einmal als kleiner Junge in seinem Bette lag, und seine Mutter, neben ihm auf der Bettstelle sitzend, ihn das Vaterunser hatte hersagen lassen. Er hatte sich dabei so sehr mit der fünften Bitte abgequält, daß er zuletzt ganz aus dem Text kam, die Worte in der Mitte ausließ, und sagte: „Vergib uns unsern Schuldigern.“ Und jetzt hatte er die Bitte zum ersten Male verstanden — bis jetzt waren es ihm nur unverständliche und leere Worte gewesen.

Er erinnerte sich, wie sorgfältig sie ihm diese Bitte eingeschärft hatte, wie sie zu ihm gesagt hatte, daß er,

wenn er etwas Böses getan hätte, niemals vergessen dürfe, Gott um Vergebung zu bitten — es wäre nicht genug, daß sie ihm vergäbe, daß die Menschen ihm vergäben, Gott müsse es auch tun.

Und er erinnerte sich besonders, wie sie einmal auf die Ausführung der Bitte gedrungen hatte. Als ob es gestern gewesen war, so war es ihm. In Groß-Hvammur war einmal ein armer, elternloser Knabe gewesen im gleichen Alter mit ihm selbst. Den hatte er einmal aus Übermut und Mutwillen hinterrücks gestoßen, daß er zu Boden gefallen war und eine blutige Nase bekommen hatte. Als er das Blut sah, hatte er einen fürchterlichen Schreck bekommen, war eilends zu seiner Mutter gelaufen und hatte ihr gesagt, was geschehen war. Sie holte den Knaben, wusch ihm das Blut ab und tröstete ihn. Dann sagte sie zu Sigurgeir, er müsse den Knaben um Vergebung bitten, und zwar so lange, bis er ihm vergeben hätte, und dann solle er wieder zu ihr kommen. Der Junge hatte gar keine Lust zur Versöhnung. Da bot Sigurgeir ihm vierzig Spielsteine, wenn er ihm vergeben wollte, und glaubte sich damit völlig entlastet zu haben. Aber der Junge wollte noch mehr. Da bot ihm Sigurgeir einen grünen Stecken, das war sein Reitpferd, das schönste Pferd auf dem väterlichen Hof, das einzige, welches grün aussah. Da erheiterte sich die Miene des verletzten Knaben, aber er hoffte noch bessere Bedingungen zu erlangen, da Sigurgeir so sehr um die Sühne zu tun war. Er sagte, er müsse noch mehr haben, er hätte so stark geblutet und seine Nase tue ihm noch weh. Worauf Sigurgeir ihm zwanzig Muscheln bot. Da sagte der Junge: „Ich will auch deine Kammuscheln haben.“ Sigurgeir hatte zehn Kamm-

muscheln, die ihm schöner deuchten als alle anderen Spielsachen, die er in seinem Leben gesehen hatte. Er bot ihm daher eine von den Kammuscheln an, die, in der ein Riß war. „Nein, alle Kammuscheln," sagte der Junge. „Gut, da hast du sie, aber nun mußt du mir auch vergeben," sagte Sigurgeir; denn nun habe ich nichts mehr." Der Junge sah, daß es so war, er konnte also Sigurgeir wirklich vergeben, weil er nichts mehr hatte. Und so vergab er ihm denn.

Sigurgeir ging darauf zu seiner Mutter und berichtete ihr das Versöhnungswerk. „Nun mußt du auch Gott um Vergebung bitten," erwiderte sie. Ihm schien, daß er das nicht brauche, da die Verletzung des Jungen reichlich gesühnt sei. „Der Bengel hat alles gekriegt, was ich hatte — auch meine Kammmuscheln — und da hat er mir vergeben." — „Aber wenn einer dich verwundet und dir dann so viel schenkt, daß du ihm vergibst, muß ich ihm dann nicht auch noch vergeben?" sagte seine Mutter. „Ja, aber der liebe Gott ist doch nicht die Mama des Jungen." — „Ja doch, der arme Junge hat weder Vater noch Mutter, darum ist der liebe Gott sein Vater und seine Mutter zugleich. Meinst du nicht, daß er böse ist, weil du dem Knaben weh getan hast?" Ja, wenn der liebe Gott die Mutter des Jungen war, dann mußte er natürlich auch ihn um Vergebung bitten. Und das tat er denn auch. Und es schien ihm so merkwürdig, daß Gott den Jungen so lieb hatte, daß er seine Kammuscheln darüber vergaß.

Diese Erinnerungen flossen zusammen mit dem Gedanken an Solveig, wie sie so traurig und stumm da saß und er sie beleidigt und gekränkt hatte. Er wußte keine Buße für diese Sünde. Wenn er sie sein

ganzes Leben auf Händen trüge, war das nur seine selbstverständliche Pflicht, auch wenn er ihr gar nichts zu Leide getan hätte. Er dachte an Tintenflecke auf weißem, durchlässigem Papier, Flecke, die durchschlagen, so daß verschiedene häßliche Figuren entstehen. Der unselige Fleck blieb, kohlschwarz, widerwärtig, unvertilgbar. Es half nichts, daß sie ihm vergab — der Fleck blieb trotzdem.

Und so überkam ihn denn das unwiderstehliche Verlangen, Gott um Vergebung zu bitten gerade so, wie er es als Kind getan hatte, sein Herz auszuschütten und aus aller Kraft seiner Seele zu beten. Und so tat er denn aus vollem Herzen, ohne eine Regung des Zweifels, ohne darüber nachzudenken. Er war wiederum ein Kind geworden. Die Wasser des Zweifels waren vertrocknet im Feuer der Liebe.

Hätte ihm einer am Morgen gesagt, daß sich so etwas im Laufe des Tages ereignen würde, er würde den Mann schwerlich für einen Propheten gehalten haben. Aber noch weniger würde er es geglaubt haben, wenn man ihm vorausgesagt hätte, daß seine Geliebte das Dasein Gottes leugnen und sich vornehmen würde, ein möglichst böses Weib zu werden.

Allein schneller als es zu erwarten war kam der Rückschlag — kehrte das Gleichgewicht in seine Seele zurück. Ja, er schämte sich kaum noch seines Benehmens. Die Spießbürgernatur ist so mächtig in uns, daß wir wohl gar fürchten uns etwas zu vergeben, wenn wir uns nur einen Augenblick einem natürlichen, starken Gefühl hingeben, auch wenn niemand um diese „Verirrung“ weiß als wir selbst. Dazu kam, daß dieser Gemütszustand, in dem er sich befunden hatte, durchaus nicht im Einklang mit seiner ganzen

Weltanschauung stand. Es war ein halb schwächlicher, halb lächerlicher Fremdling, der sich in sein Seelenleben verirrt hatte.

Er fing nun an mit Ruhe darüber nachzudenken, wie die Sache für ihn und Solveig stand. Es wurde ihm klarer und klarer, wie mißlich der Fall war. Zunächst sah er keinen Ausweg. Es war nicht daran zu denken, daß Solveig lieber ihre Eltern und Geschwister ins Armenhaus kommen lassen als die Hand seines Vaters annehmen würde. Er selbst konnte nicht helfen; war er doch nicht imstande, Olafs Schuld zu bezahlen.

Aber eins war möglich: seinem Vater zu gestatten, Olafs Eigentum zu nehmen und dann Olaf behilflich zu sein, seine Familie zu erhalten. Leicht war das nicht. Es war keine Kleinigkeit, mit zwei leeren Händen anzufangen, auch wenn keine Familie zu erhalten war. Das hätte natürlich zu bedeuten, daß er und Solveig vorläufig mit der Heirat noch warten müßten. Aber selbstverständlich mußte er sich dazu erbieten und alle seine Kraft anstrengen, um es durchzuführen.

Am Ende kam ihm Gudrid in Klein-Hvammur in den Sinn. Sie war die einzige auf der ganzen Welt, an die er sich in dieser Not wenden konnte. Freilich würde auch sie keine wirksame Hilfe gewähren können. Aber gleichviel, sie war wenigstens die beste, die einzige Freundin, die Solveig besaß, sie konnte sie trösten und beruhigen. Auf jeden Fall wollte er sie aufsuchen.

Olafs Gaul stand unweit des Hauses und graste. Ohne Verzug schwang sich Sigurgeir auf seinen Rücken. In demselben Augenblick kam Olaf heraus. Er war eine Zeitlang allein auf und ab gegangen und hatte

darüber nachgedacht, wie er seiner Frau auf die passendste Weise klarmachen könnte, daß Solveig Sveinbjörn freiwillig heiraten wollte. Als er damit fertig war, hatte er sich von seiner Tochter verabschieden und sich auf den Weg machen wollen. Aber er hatte sie nicht sprechen können. Sie hatte sich in ihrer Kammer, die auf dem Boden lag, eingeschlossen und auf sein Klopfen nicht aufgemacht. So beschloß er denn, ohne ihr Lebewohl zu sagen, aufzubrechen, so schmerzlich ihm das auch war. Als er aus dem Hause trat, sah er, wie Sigurgeir im Begriff war, sein Pferd zu besteigen und fand das sonderbar.

„Das ist mein Gaul, Sigurgeir," rief er.

„Ich komme gleich wieder," antwortete Sigurgeir und sprengte davon.

Er fand Gudrid zu Hause und erzählte ihr die ganze Geschichte. Sie nahm sich die Sache sehr zu Herzen.

„Gütiger Gott," sagte sie. „Und das ist alles meine Schuld. Daß ich Sveinbjörn den Rat geben mußte, Veiga als Haushälterin zu nehmen."

Sie machte sich alsbald mit ihm auf den Weg nach Groß-Hvammur. Er ging an ihrer Seite, indem er das Pferd, auf dem sie saß, am Zaum leitete. Sie sprach wenig und war augenscheinlich in Gedanken versunken. Sie trafen Olaf vor der Haustür, indem er auf seinen Gaul wartete.

„Reite nicht fort, bevor ich wieder da bin," sagte Gudrid, nachdem sie ihn begrüßt hatte. Es ist überhaupt am besten, du bleibst so lange, bis Sveinbjörn zurückkommt. Vielleicht kannst du, wenn du noch ein bißchen wartest, deiner Frau genaueren Bescheid bringen als jetzt möglich ist.

Olaf versprach das, und Gudrid stieg die Treppe hinauf, um Solveig zu sprechen. Als diese hörte, wer gekommen war, öffnete sie. —

Am Abend kam Sveinbjörn nach Hause. Gudrid und Olaf gingen ihm entgegen. Gudrid sagte, sie hätte auf ihn gewartet, um etwas mit ihm zu besprechen, müsse jedoch bald wieder fort. Sie gingen also beide ins Zimmer und setzten sich.

„Du ahnst wohl, was ich auf dem Herzen habe," sagte Gudrid. „Ich habe mit Sigurgeir und Solveig gesprochen."

Sveinbjörn erwiderte nichts, sondern erwartete den Angriff.

„Du weißt wohl, daß ich von Veiga seit ihrer frühsten Jugend immer viel gehalten habe. Darum muß ich mich um die Sache bekümmern. Es ist ihr schrecklich."

„Das gibt sich, hoffe ich," sagte Sveinbjörn.

„Nein, das gibt sich nicht; du wirst nicht zu beneiden sein, wenn sie dich nur gezwungen nimmt. Du hast mir einmal gesagt, du hättest gehört, sie wäre trotzig. Ich habe mich eben überzeugt, daß etwas daran ist. Du weißt nicht, wie sauer eine Frau ihrem Manne das Leben machen kann, wenn sie sich das vorgenommen hat."

„Das gibt sich, hoffe ich."

„Und siehst du denn nicht ein, daß es sündlich ist, ein junges, unschuldiges Mädchen, das einen andern Mann, und noch dazu deinen eigenen Sohn liebt, zur Heirat zwingen zu wollen? Es ist ein schweres Unrecht, Sveinbjörn, dessen du dich schämen mußt und das sich an dir rächen wird."

„Ist es ein Unrecht, nach dem Seinigen zu sehen? Tust du das nicht auch? Etwas anderes tue ich nicht. Ich machte Olaf sogar das Anerbieten, daß ich ihm seine Schuld stunden — auf Sankt Nimmerleinstag stunden will — wenn er und seine Tochter auf meinen Rat hören will. Ist das ein Unrecht? Du hättest das ja im Winter verhindern können. Da stand es in deiner Macht. Nun ist es zu spät. Du brauchst dich eigentlich gar nicht darum zu kümmern, wen ich heiraten will. Und es hat gar keinen Zweck, noch weiter darüber zu reden."

„Ja, ja, ich sehe wohl, daß es keinen Zweck hat. — Du nimmst doch das Gerede deiner alten Nachbarin nicht übel, Sveinbjörn?"

„Nein, durchaus nicht. Um so weniger, da ich es ja in Wahrheit dir zu danken habe, wenn Solveig mein Weib wird."

Und dabei lachte Sveinbjörn äußerst vergnüglich und freundlich.

„Du liebe Zeit," sagte Gudrid, „es ist doch wahr, wir haben diesmal einen schönen Sommer gehabt, du hast doch gewiß einen ordentlichen Arm voll Heu eingebracht."

„Ich? Das kann ich kaum behaupten. Wie sollte ich mit meinen kümmerlichen Wiesen dazu kommen? Ja in Klein-Hvammur, da ist es anders."

„Nun ja, es ist nicht zu verachten. Es wird in diesem Jahre viel Heu geben. Ich hoffe, daß wir mindestens zwölf Hundert für die Hürden bekommen. Es hat diesen Sommer bei mir wirklich viel Gras gegeben. Fast überall liegen die dicken Schwaden auf den Wiesen. Und doch ist es eigentlich nicht viel mehr als sonst. Gott sei Dank, die Wiesen in Klein-

Hvammur versagen eigentlich nie. Übrigens gehe ich damit um, meine alte Hütte zu verkaufen."

„Du willst verkaufen?" sagte Sveinbjörn, indem er nach Luft schnappte.

„Ja, ich denke daran zu verkaufen. Ich bin abgearbeitet und verbraucht und möchte mich zur Ruhe setzen. Ich will im Winter verkaufen. Einen sichern Käufer habe ich schon."

Sveinbjörn fiel es schwer, ruhig auf seinem Stuhl zu bleiben.

„Du läßt doch hoffentlich deinem alten Nachbar und Freund die Vorhand?" sagte er.

„Ja, weshalb sollte dein Geld nicht gerade so gut sein wie das anderer Leute?"

„Was willst du denn für deinen Hof haben?"

Gudrid nannte die Summe. „Ich hoffe, daß dir das nicht zu viel ist."

„Ich denke, das ist preiswürdig," sagte Sveinbjörn. Die Wahrheit war, daß es ihm mehr als preiswürdig schien — beinahe geschenkt.

„Darf ich mich also darauf verlassen, daß du mir Klein-Hvammur für diesen Preis verkaufst — im Herbst oder im Winter — jedenfalls vor dem nächsten Termin?"

„Gewiß. Aber nur unter der Bedingung, daß ich über Solveigs Hand zu bestimmen habe und volle Sicherheit von dir bekomme, daß du Olaf nicht drängst, solange seine Kinder nicht erwachsen sind."

Sveinbjörn sprang vom Stuhl. „Wir sind ja im übrigen gute Freunde, und gerne möchte ich Klein-Hvammur haben. Aber gleichviel, über meine häuslichen Angelegenheiten möchte ich mir gerade so die

Entscheidung vorbehalten wie über meine Beziehungen zu andern Leuten."

„Nur ruhig, Sveinbjörn, rege dich nicht gegen deine Gewohnheit auf. Ich kenne dich durch und durch. Du weißt ganz gut, daß du aller Wahrscheinlichkeit nach von Klein-Hvammur mehr Nutzen und Freude haben wirst als von Solveig. Und du weißt ebenso-gut, daß du nicht in Verlegenheit kommst, wenn du Olafs Schuld stundest — oder ihm wenigstens gestattest, sie allmählich abzuzahlen, so daß er nicht dadurch ruiniert wird. Das weiß Gott und die Welt, daß du bisher an ihm nur verdient, aber nichts verloren hast, und du kannst es ganz gut so einrichten, daß du nichts riskierst. Aber du willst nicht nachgeben — das ist die Sache. Aus lauter Starrsinn und Hochmut nicht."

„Was das betrifft, so bleibt's bei dem, was ich eben gesagt habe. Hättest du im Winter auf meine Worte gehört, Gudrid, so hättest du jetzt das Recht, dich um das, was ich mit Olaf abzumachen habe, zu kümmern. Du bist eine vernünftige Frau und nimmst es mir hoffentlich nicht übel, wenn ich dir sage, daß dich die Sache jetzt nichts angeht."

„Aber begreifst du denn nicht, Mann, daß andere ebenso fest auf ihrem Kopf bestehen können als du? Du kannst Olaf alles nehmen, was er hat — Solveig bekommst du doch nicht. Ich werde dafür sorgen, daß Olaf nicht ins Armenhaus kommt. Dann bekommst du Klein-Hvammur nicht, hast nur Schimpf und Schande davon und überwirfst dich mit deinem Sohn, den du doch im Grunde so lieb hast."

Diese Botschaft kam Sveinbjörn wie ein Platzregen aus heiterm Himmel. An diesen Zug auf dem Schachbrett hatte er nicht gedacht. —

Als Gudrid nach Beendigung ihrer Unterredung mit Sveinbjörn aus dem Hause trat, ging sie stracks auf Olaf zu und sagte zu ihm: „Reite nun all was du kannst nach Hause, damit deine Frau nicht länger auf deinen Bericht zu warten braucht. Sag ihr, daß Veiga vollkommen frei ist und tun kann, was sie will. Ich habe die Sache mit Sveinbjörn zur Zufriedenheit geordnet. Er wird dich nicht drängen und wird hoffentlich in Zukunft kulanter gegen dich sein als bisher — von wegen der Verwandtschaft. Denn jetzt steht der Verbindung Sigurgeirs und Solveigs nichts mehr im Wege."

Olaf fragte, wie sie denn in aller Welt dies erreicht hätte. Aber sie gab ihm eine ausweichende Antwort.

„Wir sind alte Nachbarn, ich und Sveinbjörn, und sind immer miteinander ausgekommen."

Leichten Herzens machte sich Olaf auf den Weg. Nun brauchte er sich nicht länger den Kopf zu zerbrechen, wie er es ausdrücken sollte, daß seine Tochter sich aus freiem Willen verlobt hätte.

Solveig begleitete Gudrid auf dem Heimwege. Aber die Unterhaltung wollte nicht recht fließen. Solveig freute sich, wie sich denken läßt, unaussprechlich und war voller Dankbarkeit gegen ihre alte Freundin, obwohl sie keine Ahnung hatte, ein wie schweres Opfer sie ihr in Wirklichkeit gebracht hatte. Aber nach all den Gemütserregungen des Tages war sie in sich gekehrt, und die Worte wollten nicht auf die Lippen kommen — am allerwenigsten konnte sie das ausdrücken, was ihr Herz am meisten bewegte, aber auch von etwas anderem zu reden erlaubte ihre Stimmung nicht. Auch

Gudrid war ungewöhnlich schweigsam. Beim Eingange zum Grashof trennten sie sich. Aber Gudrid ging noch nicht ins Haus hinein.

Sie setzte sich an der Wand ihres Hauses nieder, von wo sie den Grashof und, die Wiesen, die im Scheine des Mondes ruhig dalagen, überblicken konnte. Die Heuhaufen standen dicht nebeneinander auf dem Rasen, wie Inseln in einer Meeresbucht liegen, und warfen dunkle Schatten. Sie dachte, wie schön das alles war in diesem bleichen, silbernen Glanz, wie schön es war, wenn am Abend die Schatten sich breiteten, und am Morgen das rötliche Sonnenlicht sich darüber ergoß — wie wonnig das Tag für Tag war — wie sicher sie dort gelebt hatte, und wie gut es ihr eigentlich dort gegangen war — mit welcher Liebe sie an all dem hing, welch ein Heimweh sie stets überkommen hatte, wenn sie eine Nacht anderswo hatte zubringen müssen — wie hart es war, sich davon zu trennen, wie bitter, es in andern Händen zu wissen. Ihren Gatten und ihr Kind hatte Gott ihr genommen, nun wollten die Menschen ihr auch noch Klein-Hvammur nehmen. Und sie seufzte laut. Sie fühlte, daß sie das Leben, ihr Heim, ihre Arbeit liebte, wie ein gesunder Mensch tut, und Klein-Hvammur war ihr Heim, worauf all ihre Arbeit sich bezog; darum glaubte sie, daß sie eine neue Tätigkeit nicht mehr zu beginnen vermöchte.

Lange, lange saß sie da und dachte — dachte an Klein-Hvammur — dachte an ihre Habe, die sie nun hingeben sollte — dachte an ihren Mann und ihr Kind — wo die jetzt wohl wären — ob das Licht dort glänzender, lieblicher, reicher wäre als das Licht, das jetzt über Klein-Hvammur lag.

Dann ging sie ins Haus und begab sich zur Ruhe — hatte aber immer wieder dieselben Gedanken.

Wenige Tage darauf machte sie mit Sveinbjörn den Kaufvertrag. Der wollte die Sache möglichst schnell zu Ende bringen. Gudrid sollte am nächsten Termin ihren Hof verlassen und Sveinbjörn ihr den ganzen Kaufpreis bar auszahlen. Olaf war Zeuge und verhandelte gleichzeitig mit Sveinbjörn über seine Schuld und konnte mit dem Ergebnis zufrieden sein. Von der Verlobung Sigurgeirs und Solveigs sprachen alle wie von einer selbstverständlichen Sache.

Nachdem nun alle diese Abmachungen getroffen waren, fragte Olaf Gudrid, was sie denn nun vor hätte. Sie sagte, sie hätte die Absicht im Sommer nach Amerika auszuwandern.

„Weil ich meine Füße denn doch unter einen andern Tisch stecken muß, soll's auch zu merken sein," sagte sie.

„Wir gehen mit," sagte Solveig, als sie das hörte. „Nach allem, was sie für uns getan hat, lassen wir sie nicht allein ziehen."

Und so wurde das schleunigst beschlossen. Sigurgeir ergriff die Sache mit dem größten Eifer: er nahm sich vor Land in Amerika zu erwerben und selbst tüchtig zu arbeiten, damit Solveig und Gudrid gute und frohe Tage hätten. Er kam, so oft es ihm möglich war, nach Klein-Hvammur und gab sich die größte Mühe, Gudrid über seine Hoffnungen und Pläne zu unterrichten.

Sie hörte alle seine luftigen Entwürfe wohlwollend und freundlich an und sagte, sie danke ihnen herzlich, daß sie sie nicht verlassen wollten. „Es würde wohl ein bißchen einsam für mich werden, wenn ich allein auf mich angewiesen wäre, obwohl es dort lebhaft und lustig zugehen soll." Im übrigen sprach sie sich nicht aus.

Aber es fügte sich, daß aus dem ganzen Auswanderungsplan nichts wurde. Als der Sommer zu Ende ging, begann Gudrid zu kränkeln. Sie magerte ab, fühlte sich matt und angegriffen und verlor gänzlich ihre alte Munterkeit. Ihre Hausleute kannten sie gar nicht mehr. Sie kümmerte sich kaum noch um ihre Wirtschaft und schloß sich oft in ihrer Kammer ein. Um Weihnachten legte sie sich. Solveig besuchte sie täglich. Und bei solcher Gelegenheit sagte Gudrid einmal zu ihr: „Ich glaube nicht, daß wir zusammen reisen, ich habe eine andere Reise vor. Das ist auch das beste für mich. Ich bin so alt und so eigen geworden, und drüben in Amerika soll es so ganz anders sein als hier. Ich würde mich dort nicht wohl gefühlt haben und euch nur zur Last und zum Verdruß geworden sein. Mich wundert gar nicht, daß dein künftiger Schwiegervater so gerne Besitzer von Klein-Hvammur werden wollte. Ich verdenke es ihm nicht. Es ist ein schönes Gut, und es ist hier schöner als irgendwo anders. Ich hoffe, auch drüben ein Klein-Hvammur zu finden."

Im Spätwinter wurde sie beerdigt. Sie hatte Solveig als Erbin eingesetzt.

Ende.

